

ABSTAND HALTEN UND TROTZDEM ZUSAMMENHALTEN!

**Siebter Rundbrief in Zeiten der Corona-Pandemie
für die Bewohner und von den Bewohnern der
Henry und Emma Budge-Stiftung**





INHALT

| | |
|--|-----------|
| Vorwort | 4 |
| Gedicht „Winterzeit“ von Susanne Heinemeyer | 7 |
| Stellen Sie sich vor ..., eine fiktive Geschichte, Alexander Willner | 8 |
| Zu unserem Schwerpunktthema: Veränderung | 10 |
| Veränderungen im Leben eines Kindes, Ute-Karen Voigt | 11 |
| Sprichwörter, Christel Kewes | 13 |
| Mein persönlicher Neuanfang ... lief nicht so wie geplant, Leonie Schüler | 14 |
| Zum Nachdenken, Christel Kewes | 16 |
| Veränderungen, Petra Scheschonka | 16 |
| Gedicht „Alles wandelt sich“ von Bertolt Brecht | 17 |
| Weihnachtsgrüße von den Schüler*innen der Zentgraf-Grundschule in Seckbach | 18 |
| Corona und kein Ende ... ?, Michael Dietrich | 20 |
| Impfen statt schimpfen, Kurt Sebald und Rabbiner Andrew Steiman | 22 |
| Corona und kein Ende, ein Nachschlag ..., Michael Dietrich | 26 |
| Gedicht „Nachgedacht ...“ von R. Gattermann | 28 |
| Beiträge einer Kindergruppe aus Bergen-Enkheim | 28 |
| Das bewegte Leben einer Mitbewohnerin, Renate Rauch | 35 |
| Gedicht „Lobenswertes Lebensmotto“ von Mascha Kaléko | 40 |
| Das verschwundene Dorf, Hans Hermann Fries | 41 |
| Rückmeldungen zur Ausstellung und zur Festschrift | 42 |
| Alle Jahre wieder ... bei Andrea und Peter Glaab in Michelbach | 44 |
| Zum Hintergrund der VDK Aktion „Pinsel Post“ | 47 |
| Ausblick auf den nächsten Rundbrief mit dem Schwerpunktthema: Sehnsucht | 48 |
| Gedicht „Zum Innehalten“ | 49 |

LIEBE MITBEWOHNERINNEN, LIEBE MITBEWOHNER,

im letzten Rundbrief unseres Hauses, den Sie alle im Dezember 2020 bekommen haben, hat Herr Dietrich angeregt, im Rundbrief eine Kommunikationsform für die Zukunft weiter zu entwickeln.

Daraufhin bildete sich mit Renate Rauch, Petra Scheschonka, Ute Karen-Voigt, Alexander Willner, Christel Kewes und Michael Dietrich eine Redaktionsgruppe, die gemeinsam überlegt, wie ein solcher Rundbrief denn zukünftig wohl aussehen könnte. Sie begreift sich als offene Gruppe, zu der auch interessierte Mitbewohner*innen dazu stoßen können.

Wir haben uns wegen Corona im Dezember nicht persönlich treffen können und wir haben dann das gemacht, was jetzt alle machen und was Sie ja aus dem Fernsehen kennen: Wir haben uns digital, also am Computer, getroffen. Nachdem die technischen Anlaufschwierigkeiten beseitigt waren, hatten wir eine interessante und richtig schöne Sitzung miteinander und natürlich die Sehnsucht, sich nach Corona mit einer Tasse Tee oder Kaffee „richtig“ treffen zu können.

Warum soll nun drei Mal im Jahr ein Rundbrief erscheinen?

Gerade in der Corona-Pandemie haben wir alle festgestellt, wie wichtig uns Kontakte zu anderen Menschen sind. Gemeinsame Veranstaltungen im Haus fehlen uns, genauso wie Umarmungen oder ein Gespräch, das nicht durch Maske erschwert wird. Corona lässt uns alle in der eigenen Wohnung

sehr oft allein. Über den Rundbrief könnten wir alle wieder etwas mehr in Kontakt kommen.

Wir könnten für den Rundbrief Gedichte oder Texte einreichen, die uns selber sehr viel bedeuten. Oder wir könnten einen kleinen Beitrag schreiben zu einem Thema, das uns im Moment „unter den Nägeln brennt“. Vielleicht denkt jemand auch, dass die eigene Lebensgeschichte oder die Lebensgeschichte des Nachbarn oder einer Mitbewohnerin so interessant ist, dass es sich lohnt, diese mit allen im Haus zu teilen. Ein gutes sehr gelungenes Beispiel dafür ist der Beitrag von Renate Rauch über ihre Nachbarin Marion Lamm „Das bewegte Leben einer Mitbewohnerin“ auf Seite 35 des Rundbriefes.

Außerdem könnten Sie sich kritisch oder auch positiv zu dem einen oder anderen Beitrag im Rundbrief äußern.

Egal wie, allein die Gewissheit, dass die Mitbewohner schon beim Lesen des Rundbriefes miteinander verbunden sind, tut uns allen gut. Es stärkt unser aller Gemeinschaftsgefühl.

So ein Rundbrief lebt von der Beteiligung ganz vieler Mitbewohnerinnen und Mitbewohner. Wir laden Sie deshalb alle herzlich ein, sich in der Gestaltung des Rundbriefes einzubringen. Jeder noch so kurze Beitrag ist uns wichtig, egal, was Ihnen da einfällt. Sie könnten auch ein Bild malen ... nicht nur das geschriebene Wort spricht uns an.

Sie haben alle die Bilder und die Namen der Redaktionsmitglieder. Sprechen Sie uns gerne an. Wir sind für jeden Hinweis dankbar. Es ist uns wichtig zu wissen, was Sie denken und wünschen. Sie können gerne auch Ihre Meinung formuliert uns per E-Mail (mdietrich@budge-stiftung.de) zukommen lassen oder schriftlich in den Briefkasten von Herrn Dietrich (Haus Enkheim E 71) werfen.

Jede Ausgabe des Rundbriefes wird einen inhaltlichen Schwerpunkt haben, diesmal ist es das Thema „Veränderungen“ (siehe Seite 10).

Gleich im Anschluss des Vorwortes finden Sie unsere Glosse, die in jedem Rundbrief seine Fortsetzung finden soll. Sie stellt eine fiktive Geschichte über ein Ehepaar dar, das sehr mit unserem

Hause verbunden ist und das Sie alle kennen ... Dieses Mal geht um eine menschliche Schwäche, dem „Gripen“ ...

Zu Beginn des Vorwortes haben wir davon gesprochen, dass unser Rundbrief als neue Kommunikationsform nur lebendig wird, wenn sich viele von Ihnen, den Bewohner*innen des Hauses, daran aktiv beteiligen. Das ist uns mit Ihnen zusammen eindrucksvoll bei diesem Rundbrief gelungen.

Wir bedanken uns bei allen, die diesen Rundbrief mitgestaltet haben:

Schüler und Schülerinnen der Zentgrafenschule Seckbach, Kindergruppe Bergen-Enkheim und deren Familien, Andrea und Peter Glaab (Michelbach/Alzenau), Inge Wissner, Marion Lamm, Leonie Schüler, Anne Remhof, Hans Hermann Fries, Inge Werth, Elisabeth Heinrich, Magareta Willbertz, Ursula Weckesser, Rosemarie Myke Findekle, Kurt Sebald, Rabbiner Andrew Steiman, Gila Öhlein, Annette Ritz, Tanja Wolter „Pinsel-Post“ VDK Deutschland, Anna Vougioukas, Ute Karen Voigt, Renate Rauch, Alexander Willner, Christel Kewes, Petra Scheschonka, Juschi Eiselt und Michael Dietrich.

Nicht nur Bewohner*innen haben sich bei dem Rundbrief eingebracht. Auch Mitarbeiter*innen, Freund*innen unseres Hauses, ehrenamtliche Mitarbeiter*innen, sowie Menschen aus unserer Umgebung – jung und alt –, die wir bis jetzt nicht kannten und denen in Zeiten der Corona-Pandemie es wichtig ist ein Zeichen der Solidarität zu setzen

und uns wissen zu lassen, dass wir nicht alleine sind und dass sie an uns denken und für uns da sind.

Dafür steht die tolle Aktion der Schüler*innen und der Lehrer*innen der Zentrafenschule aus Seckbach, die uns kurz vor Weihnachten mit selbstgemalten Weihnachtskarten und Weihnachtsgrüßen überraschten (siehe Seite 18) und auch die beeindruckende Aktion von Kindern im Alter von vier bis elf Jahren aus Bergen-Enkheim (siehe Seite 28).

Diese liebevolle Solidarität tut uns gut und ist auch sehr wichtig für uns, da sie uns zeigt, dass unsere Gesellschaft sich immer wieder auf das Besinnen kann, auf was es ankommt: Zusammenhalten, gerade in schweren Zeiten oder wie wir es hier in der Budge-Stiftung in Zeiten der Pandemie ausdrücken:

ABSTAND HALTEN UND TROTZDEM ZUSAMMENHALTEN!

Es grüßen Sie im Namen der Redaktion
Christel Kewes und Michael Dietrich
Stand 21.01.2021



Ute-Karen
Voigt



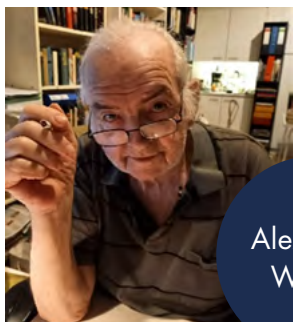
Renate
Rauch



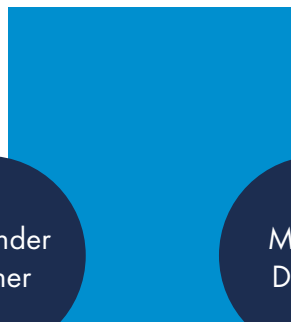
Christel
Kewes



Petra
Scheschonka



Alexander
Willner



Michael
Dietrich



„Was für ein
Winterpanorama“,
am Rande des
Golfplatzes von Bad Orb
Michael Dietrich
10.01.2021



Winterzeit

*Welch wunderbare Winterzeit,
der Blick zum Fenster, wie es schneit.
Mit feiner Schneepracht zugedeckt,
von einem weißen Mantel ganz versteckt.
So rein und klar, die kalte Pracht,
durch des Himmels Willen uns gebracht.
Unter den Füßen knirscht es leise,
zeigt sich der Winter auf seine Weise.
Meine Hand möcht ich dir geben,
diesen Traum mit dir erleben.
Für den Moment die Zeit anhalten,
alle Gedanken auszuschalten,
die weiße Welt mit dir erleben,
kann es denn etwas schöneres geben?*

Susanne Heinemeyer



STELLEN SIE SICH VOR ...

eine fiktive Geschichte von Alexander Willner, Bewohner Betreutes Wohnen

Gripen ...

Im Foyer der repräsentativen Anlage in der Wilhelmshöherstraße im hessischen Frankfurt sitzt ein zeitlos elegantes Paar unbestimmbaren Alters. Das Gesicht des Herren ist mit einer nicht zu übersehenden Röte überzogen. Er schüttelt immer wieder seinen Kopf. „Was bedrückt dich, Herzele“, fragt die Dame, offensichtlich seine Ehefrau und legt ihm beschwichtigend ihre Hand auf den Arm. „Sie gripen, gripen und gripen.“ In seinen Augen blitzt Zorn auf. „Wir haben ihnen gegeben a Dach übern kop, a sehr scheynes Dach sogar. Alle können in Frieden leben, sie bekommen praktisch alles vorn tuches getragen. Und was machen sie? Gripen, gripen, gripen. Man sollte sie umsiedeln in a Zelt, dann hätten sie Grund zu gripen. Und haste gehört, worüber sich de eltere mentshn aufregen? Wegen gornisht. Es Essen zu kalt, es Essen zu heiß, de zup versalzen, de zup zu lasch, de Heizung geht nicht, de Heizung zu warm, de Service zu schnell, de Service zu langsam. Wahrscheinlich is auch de Nacht zu dunkel und de Tag zu hell. Da werden böse Briefe geschrieben wegen nonsens und den beiden hiebschen meydelekh im ersten Stock die Zeit gestohlen. Und wegen was? Die lassen kein gutes Haar an unserem Haus.“

Und jedes seiner Worte wird mit großer Gestik der Hände unterstrichen. Seine Ehefrau wirkt zunächst sehr bestürzt, ja erschrocken. Dann entspannt sich ihr Gesicht. Sie nimmt seine Hände in die ihrigen. „Beruhige dich, du bekommst noch eine Herzattacke. Sieh, es sind doch nicht alle. Nur einige wenige, denen hier dies und das nicht passt, die ständig immer etwas zu meckern haben. Die meisten Bewohner fühlen sich doch sehr wohl und genießen ihr Leben in deinem, in unserem Haus. Und solche Stänkerer hat man doch überall.“

Sein zorniger Blick wird mild, sehr mild. „Du bist gerecht.“ Und sein Gesicht bekommt einen leicht schelmischen Zug: „Aber ich werd doch auch a bissele gripen dürfen.“

Die Dame erhebt sich. „Es wird Zeit, lass uns gehen.“ Arm in Arm schlendern sie zur großen Glastür. Die öffnet sich automatisch. Er bleibt verwundert stehen, dreht sich um. Beide Hände gehen nach oben, der Blick nach ganz oben. Und er sagt, fast vorwurfsvoll: „Schon wieder so a supermoderner Kram. Oj, oj wej.“



Erklärung jiddischer Worte, Reihenfolge wie sie im Text stehen:

| | | |
|--------------------|---|---------------------------------|
| gripen | = | meckern |
| scheyn | = | schön |
| tuches | = | gesäß |
| eltere mentshn | = | ältere Menschen |
| gornisht | = | gar nichts |
| hiebsche meydelekh | = | hübsche Mädchen, hübsche Frauen |
| ojwej | = | Oh weh, muss man das erklären? |

Glosse von Alexander Willner, Bewohner Betreutes Wohnen

Unter einer **Glosse** (von altgriechisch γλῶσσα glóssa, „Zunge, Sprache“, über lateinisch glossa) wird ein meist kurzer und pointierter, oft satirischer

oder polemischer, journalistischer Meinungsbeitrag in einer Zeitung, einer Zeitschrift oder im Fernsehen verstanden.



ZU UNSEREM SCHWERPUNKTTHEMA:

Veränderung

Vom Beginn der Schöpfung bis heute durchziehen „Veränderungen“ den gesamten Kosmos. Pflanzen, Tiere und der Mensch mussten sich von Anfang an verändern, wandeln, um überhaupt überleben zu können.

Immer wieder musste sich das gesamte Leben in den Erdzeitaltern an verschiedenste, grundlegende Veränderungen anpassen.

Pflanzen und ganze Tiergattungen sind ausgestorben, weil sie sich nicht an Veränderungen des Klimas und der sich ändernden Lebensumstände genug anpassen konnten.

Es gibt heute keine Dinosaurier mehr, obwohl sie lange den Erdball bevölkert haben und viele anderen Tiere und Pflanzen haben den Wandel der Natur nicht überlebt. Auch wir Menschen haben uns als Gattung sehr verändert.

Wir sind keine Steinzeitmenschen mehr, sondern leben in einer hochtechnisierten Welt. Von der Steinzeit bis heute haben die Veränderungen ganz lange gedauert, während wir heute in einer Generation Veränderungen erleben, die man als Kind überhaupt nicht für möglich gehalten hätte.

Die Veränderungen und Neuerungen „erschlagen“ uns heute förmlich und viele Mitmenschen können nicht mehr Schritt halten.

In der Natur aller Lebewesen ist „Veränderung“ einprogrammiert.

Das Jahr verändert sich mit den Jahreszeiten.

Die Pflanzen treiben im Frühjahr aus, wachsen im Sommer, bringen im Herbst Früchte und ruhen im Winter.

Menschen und Tiere durchleben die Kindheit, das Jugendalter, das Erwachsen-Sein und schließlich das Alter.

Leben jeder Art ist geprägt vom „Werden und Vergehen“. Jeder Tag verändert sich zwischen Tag und Nacht. Der Mond löst die Sonne ab und Ebbe folgt auf die Flut.

Menschliches Leben braucht das Einatmen und das Ausatmen, die Ruhe und die Aktivität, das Alleinsein und die Begegnung

Von den vielen Veränderungen in der Kindheit, über zahlreiche und wichtige, einschneidende Veränderungen in unserem Erwachsenenleben.

Glück und Leid, Beziehungen und Trennungen, all das verändert unser Leben zwischen Geburt und Tod. Kein Lebewesen kann sich den verschiedenen Veränderungen in der Schöpfung entziehen.

Veränderung ist ein Schlüsselbegriff allen Lebens.

Auf verschiedene Weise und in unterschiedlichen Beiträgen wollen wir im Rundbrief diese Thematik beleuchten.

Wir laden Sie alle herzlich dazu ein, sich dem Thema zuzuwenden und auch den Veränderungen in Ihrem eigenen Leben nachzuspüren.

VERÄNDERUNGEN IM LEBEN EINES KINDES

von Ute-Karen Voigt

Ich bin in Berlin zur Welt gekommen. In eine Welt voller Sirenengeheule, Dunkelheit, hastigen Fluchten in den Keller und dem Geruch der Gasmaske auf meinem Kindergesicht. Natürlich war auch Angst da, aber es gab immer die Gewissheit von Familie, Vater, Mutter, Bruder und mir selbst.



Im Januar 1945, nachdem Berlin fast pausenlos angegriffen wurde, beschloss mein Vater, mit uns nach Dresden zu gehen. Ein Bruder von ihm war dort als Pfarrer in einem Kloster tätig. Dieser besorgte uns eine kleine Wohnung am Stadtrand. Am 13. Februar 1945 brach dort die Hölle los. Um uns herum Feuer, Rauch, Hitze, das Pfeifen der Bomben vor dem Einschlag.

Wir saßen in einem einfachen, ungeschützten Keller des Hauses, dicht aneinander gedrängt, auch hier alle zusammen. Mein Vater war U. K. gestellt, als Ingenieur galt er als unabkömmlich. Er konnte uns beschützen. Wir überlebten auch diesen Tag. Mein Onkel kam, um nach uns zu sehen. Als er zurückkehrte, in sein Kloster, mitten in der Stadt, waren alle Mönche tot.

Meine Eltern beschlossen, die Flucht in den Süden anzutreten, über die damalige Tschechoslowakei. Neun Tage lang, in Bussen, Lastwagen, per Eisenbahn und zu Fuß. Es war eiskalt. Man fror auf dem offenen Lastwagen. Aber ich fühlte mich warm und sicher in den Armen meines Vaters. Oder auf dem Schoß meiner Mutter.

Die Züge wurden immer wieder bombardiert, hielten auf freier Strecke und die Menschen sprangen nach draußen. Auch meine schwangere Mutter. Mein Vater schrieb in sein Tagebuch: „Die kleine Ute wirft sich schon sehr geschickt in Boden-Vertiefungen“. Wir erreichten Bad Tölz, ein kleines, malerisches Städtchen im Isarwinkel, tief im Süden von Bayern. Wir bekamen ein Zimmer in einem Einfamilienhaus zugewiesen. Wir hatten ein Dach über dem Kopf, wir konnten ruhig schlafen, unter dem Fenster war ein Hühnerstall, nur der Hahn krächte uns morgens wach ... und wir waren zusammen!

Dann, nach ein paar Wochen, besetzten die Amerikaner das Haus für eigene Zwecke. Alle, auch die Hausbesitzer, mussten innerhalb von Stunden das Haus räumen. Meine Mutter brach zusammen, sie kam ins Krankenhaus. Meinem Vater wurde geraten, uns Kinder in ein nahe gelegenes Kinderheim zu bringen. Schweren Herzens lieferte er uns dort ab.

Alles änderte sich von einem Tag auf den anderen. Das Kinderheim war ein graues, heruntergekommenes Gebäude mit hohen, meist ungeheizten Räumen. Es gab einen Schlafsaal für Jungen und einen für Mädchen. Jeden Abend, jede Nacht suchte ich meinen Bruder. Man brachte mich unbarmherzig immer wieder zurück in den Mädchensaal.

Mit meinem kleinen Bären in der Hand weinte ich mich in den Schlaf. Die „Tanten“ waren lieblos, ungeduldig und gestresst. Das Essen wurde auf zerbeulten Blechtellern verteilt. Und wir durften nicht reden. Bei jedem Frühstück wurden die Namen der Kinder genannt, die ins Bett gemacht hatten. Ich war immer dabei.



Es gab keinen Kontakt zu unseren Eltern. Die Isarbrücke zwischen den Ortsteilen sei zerstört erzählte man uns. Irgendwie schaffte es mein 6-jähriger Bruder nach einigen Wochen unseren Vater zu erreichen und flehte ihn an, uns daraus zu holen.

Mein Vater kam tatsächlich und brachte uns in ein anderes Heim. Und wieder änderte sich alles, diesmal zum Guten. Schon bei der Anmeldung fragte mich die Leiterin, ob wir Hunger hätten. Hunger hatten wir immer. Es gab Pfannkuchen mit Kirschkompott. Die Welt war in Ordnung. Dieses Heim blieb fast ein Jahr lang unser Zuhause. Tante Hanna, unsere Bezugsperson, war liebevoll. Abends sang sie mit wunderschöner Stimme Schlaflieder. Wir hatten viele Spielsachen, ein großes Puppenhaus mit einem richtigen Herd, Puppen, Stofftiere, Bilderbücher und eine Menge sehr großer Bausteine. Und es gab einen Schlitten, so groß, dass bis zu zehn Kinder darauf passten. Ein großer Junge lenkte den Schlitten durch den Schnee, das Haus lag auf einem Hügel.

Und wir spielten Theater. Bei einer Aufführung war ich der kleinste der sieben Zwerge. Ich hatte eine Kapuze auf und in jeder Hand eine Laterne. Die sieben Zwerge zogen gegen Ende über die Bühne. Als ich in der Mitte der Bühne angelangt war, fiel mir die Kapuze über das Gesicht. Alles war dunkel. Die anderen Zwerge gingen weiter. Ich stand still. Beifall brandete auf. Irgend eine Hand zog mich von der Bühne.

Es kam der Tag, an dem mein Vater uns abholte, uns in unser neues Zuhause brachte. Das war die schönste Veränderung meines Kinderlebens. Wir waren wieder alle zusammen. Mit einem neuen Schwesterchen. Wir hatten diesmal zwei Zimmer, eines zum Wohnen und eines zum Schlafen. In einem Haus auf einem Berg. Da stand nur dieses eine Haus, umgeben von Wald und Wiesen, Bäumen und Tieren und geheimnisvollen Orten. Aber das ist eine andere Geschichte. Sie dauerte fünf Jahre, Jahre voller Abenteuer für uns Kinder. Und dem Glück, wieder eine Familie zu sein.

Ute-Karen Voigt,
Bewohnerin Betreutes Wohnen
Dezember 2020



SPRICHWÖRTER

Christel Kewes

Große Veränderungen in unserem Leben können eine zweite Chance sein
(Harrison Ford)

Es ist nie zu spät, das zu werden, was man hätte sein können
(Georg Eliot)

Die Kraft der Gedanken ist unsichtbar wie der Samen, aus dem ein riesiger Baum erwächst, sie ist aber der Ursprung für die sichtbaren Veränderungen im Leben der Menschen
(Leo Tolstoi)

Die einzige Konstante im Leben ist die Veränderung
(Verfasser unbekannt)

Der Veränderung die Tür zu verschließen, hieße, das Leben selber auszusperren
(Walt Whitmann)

Es passiert nichts Neues, wenn du jeden Tag dasselbe tust
(Waldemar Zeiler)

Veränderung kann schmerzhaft sein, aber nichts schmerzt mehr als dort zu bleiben, wo man nicht hingehört
(Verfasser unbekannt)

Sei du selbst die Veränderung, die du dir wünschst für diese Welt
(M. Ma Gandhi)

Den Fortschritt verdanken wir den Nörglern. Zufriedene Menschen wünschen keine Veränderung
(H.G. Wells)

Die einzige Person, die gebildet ist, ist diejenige, die gelernt hat wie man lernt und wie man sich verändert
(Carl Rogers)

Bildung ist die wichtigste Waffe, die Du benutzen kannst, um die Welt zu verändern
(Nelson Mandela)

Nichts ist so beständig wie der Wandel
(Heraklit)

Wenn der Wind der Veränderung weht, bauen einige Menschen Mauern und einige Windmühlen
(Chinesisches Sprichwort)

Es gibt Berge, über die man hinüber muss, sonst geht der Weg nicht weiter
(Ludwig Thoma)

Manchmal muß man den Mut haben, die Richtung zu ändern, um seinen Weg zu gehen
(Verfasser unbekannt)

MEIN PERSÖNLICHER NEUANFANG ... LIEF NICHT SO WIE GEPLANT

von Leonie Schüler

Ich heiße Leonie, bin 28 Jahre alt und Ende April 2019 in die Budge-Stiftung eingezogen. Mein Plan: hier in dieser großen wunderschönen Stadt Frankfurt ein neues Leben zu beginnen. Mein altes Leben war nicht zufriedenstellend. Da ich auf ein Elektrorollstuhl angewiesen bin und meine Beeinträchtigung von Geburt an vorhanden ist, bin ich in meinem Alltag auf relativ viel Hilfe angewiesen. Da ist es natürlich logisch, dass mir in meinem Leben nicht immer nur Menschen begegnet sind, die etwas Gutes für mich wollten. Viele Menschen in meinem Leben haben mir oft gesagt: „Ich könne nie alleine leben und sei, um meinen Lebensalltag zu bestreiten viel zu zerbrechlich und mein Charakter sei nicht dafür gemacht.“



Vielleicht sind aber genau diese viel zu allgemein formulierten Aussagen der Grund dafür, dass ich mein Leben ändern musste. Denn heute weiß ich, dass ich stärker bin. Nun war eigentlich der Tag gekommen, an dem ich in die Budge-Stiftung einzog. Das Ganze hatte ja auch nur eineinhalb Jahre gedauert ... Also nun war ich endlich hier. Dort wo ich immer sein wollte. In dieser großen Stadt Frankfurt hatte ich nun in meiner Freizeit genug Zeit, um die Gegend zu erkunden und meine Freizeit sinnvoll zu nutzen. Dank des Fahrdienstes konnte ich nun auch Freizeitfahrten unternehmen. Zum Beispiel ins Kino gehen oder einfach in einem Restaurant etwas essen oder neue Orte besuchen, die ich rund um Frankfurt noch erkunden wollte. Ich hatte in jedem Fall meine Lebensfreude wiedergefunden und war mit dieser Situation sehr zufrieden.

Doch dann tauchte irgendwann zum ersten Mal in Deutschland das Corona-Virus auf und mein Leben änderte sich schlagartig. Als die ganzen zahlreichen

Corona-Beschränkungen zum ersten Mal in Kraft traten, überkam mich eine neue Art der Angst. Da ich wie oben beschrieben, in meinem Alltag auf Menschen angewiesen bin, die mich unterstützen, wusste ich damals nicht, ob sie mir in Zukunft überhaupt noch helfen dürfen. Ich hatte einfach Angst, dass mein Leben ohne komplett verändern würde.

In der ersten Phase half es mir, laut Musik zu hören. Ich achtete hierbei nicht auf meine Umgebung, was aber dennoch unbewusst passierte. Es war nicht meine Absicht, irgendjemanden damit zu verärgern.

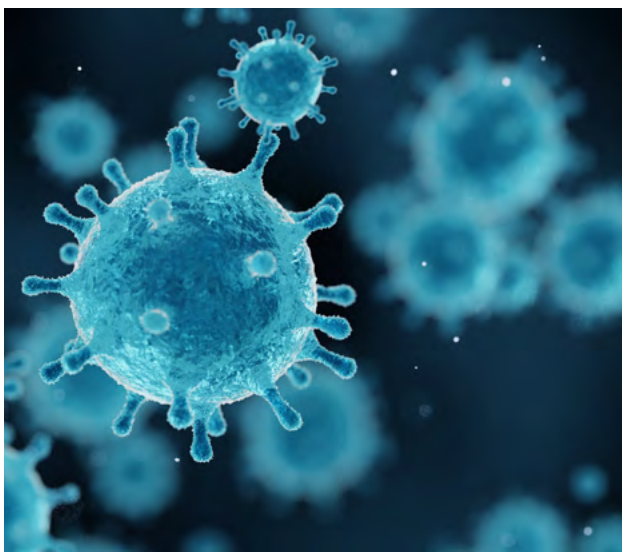
Es hat mir geholfen, diese Gedanken aufzuschreiben und mit anderen zu teilen. Denn eines hat sich trotz der verbesserten Situation in Deutschland im Gegensatz zu Anfang 2020 für mich nicht zum Positiven geändert. Auch wenn die Masken-Pflicht für uns alle wichtig ist und wir uns damit schützen, kann ich nirgendwo mehr alleine hinfahren, so wie ich es vorher tat, ohne dass mich jemand beim Anziehen

der Maske unterstützt. Diese Kleinigkeit schränkt mich sehr ein und ich werde manchmal wütend deswegen. Ich denke, wie jeder von Ihnen, weil jeder sich wünscht, dass diese Situation irgendwann ein Ende hat.

Ich wünsche allen, die diese Zeilen lesen, die Kraft und Zuversicht die Corona-Situation innerhalb ihres eigenen Lebens durchzustehen. Sollten Sie sich bei der Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation einmal nicht so gut fühlen, lesen Sie diese Zeilen und Sie wissen, dass sie nicht alleine sind ...

Leonie Schüler

Bewohnerin Betreutes Wohnen

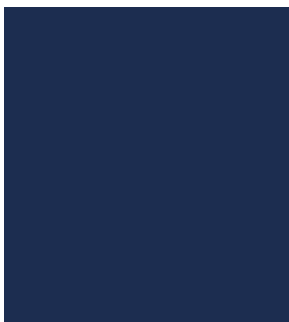


Im Rahmen der Eingliederungshilfe betreut die Budge-Stiftung erwachsene Menschen mit körperlichen Behinderungen u. a. auch Leonie Schüler.

Das Angebot findet in Kooperation mit dem Landeswohlfahrtsverband Hessen statt, es richtet sich an Menschen die eine körperliche Behinderung haben oder von einer solchen bedroht sind. Ziel der Betreuung ist es, den Menschen eine eigenständige Lebensführung zu eröffnen und zu erhalten, sowie ihre Teilhabe am Leben in der Gemeinschaft zu fördern.

Gemeinsam mit den Menschen werden individuelle Hilfepläne erstellt, um die Unterstützung zugeben, die gebraucht und gewünscht ist.

*Anna Vougioukas (Dipl.-Sozialarbeiterin FH)
Betreutes Wohnen für Menschen mit körperlicher Behinderung in der Henry und Emma Budge-Stiftung*



ZUM NACHDENKEN

von Christel Kewes

„Veränderungen“ ist das Schwerpunktthema dieser Ausgabe. Es gibt eine Reihe von Begriffen, die sind mit dem Wort „Veränderungen“ verwandt: „Neubeginn“, „Aufbruch“, „Verwandlung“, „Wandel“, „Wende“, „Umbruch“, „Wechsel“, „Neugestaltung“ ...

Vielleicht können wir uns unserem Thema mit einigen Fragen nähern.

„Neubeginn“:

Was fällt mir ein, wenn ich „Neubeginn“ lese?
Wo gab es in meinem Leben „Neubeginn“?

„Wandel“:

Was fällt mir ein, wenn ich „Wandel“ lese?
Wo gab es in meinem Leben einen „Wandel“?

„Wechsel“:

Was fällt mir ein, wenn ich „Wechsel“ lese?
Wo gab es in meinem Leben einen „Wechsel“?



VERÄNDERUNGEN

von Petra Scheschonka

Das Thema „Veränderungen“ hat uns alle in den vergangenen Monaten ganz besonders bewegt, vielfältig sind sie, die Veränderungen und sie beeinflussen unser Leben und unsere Zukunft erheblich.

Wichtige Ereignisse lösen immer Veränderungen aus, wir begrüßen sie oder auch nicht, wir lernen und ändern uns mit ihnen, wachsen oder zerbrechen daran.

Besonders eindrucksvoll erleben wir Abschiede als Veränderungen. Der Autor Bernhard Schlink hat in seinem aktuellen Erzählband „Abschiedsfarben“ wunderbare Erzählungen geschrieben.

Jede einzelne Geschichte hat mich sofort in ihren Bann gezogen, immer wieder wurde ich an eigene Erfahrungen erinnert und fand mich oder nahe Menschen auf die eine oder andere Weise wieder, zog automatisch Parallelen zu vertrautem Erleben.

Ich wartete gespannt auf die Enthüllung eines Geheimnisses nach dem Tod eines Menschen, erlebte die innere Unruhe des Freundes, der das Geheimnis lieber bewahrt hätte und nahm teil an der Frage nach Rache oder dem Verzeihen.

Sehr bewegt haben mich auch die Fragen nach Verrat oder auch nur dem Verdacht des Verrates.

Das schlechte Gewissen, Geliebte und Freunde zurückzulassen wegen der eigenen Wünsche und die Frage nach dem Vergeben, die intensiv im eigenen Kopf durchgespielt wird, immer wieder und in jeder Variante ... und dann entwickelt sich alles ganz anders.

Dinge im Geiste zu tun, das geht wohl kaum besser als in einem Buch.

Als eine Hommage an das Lesen empfinde ich das folgende Zitat aus Schlinks Buch.

Aus: „Abschiedsfarben“

... Er hatte Ben Hur nicht gesehen, auch nicht Rio Bravo und weder Manche mögen's heiß noch die Geschichte einer Nonne, keinen der Filme, von denen die anderen fanden, man müsse sie gesehen haben, wenn man mitreden wolle. Aber anders als die anderen hatte er Ben Hur und die Geschichte einer Nonne gelesen, und Susanne machte aus ihm jemanden, der die Filme nicht brauchte, weil er las und in seinem Kopf die Bilder zu den Büchern produzieren konnte, die sich die anderen auf der Leinwand präsentieren lassen mussten. ...

Natürlich haben wir das Buch in der Bibliothek, für mich stellt es eine klare Bereicherung dar.

Alles wandelt sich

*Alles wandelt sich. Neu beginnen
Kannst du mit dem letzten Atemzug.
Aber was geschehen ist, ist geschehen.
Und das Wasser
Das du in den Wein gossest, kannst du
Nicht mehr herausschütten.*

*Was geschehen ist, ist geschehen. Das Wasser
Das du in den Wein gossest, kannst du
Nicht mehr herausschütten, aber
Alles wandelt sich. Neu beginnen
Kannst du mit dem letzten Atemzug.*

Bertolt Brecht

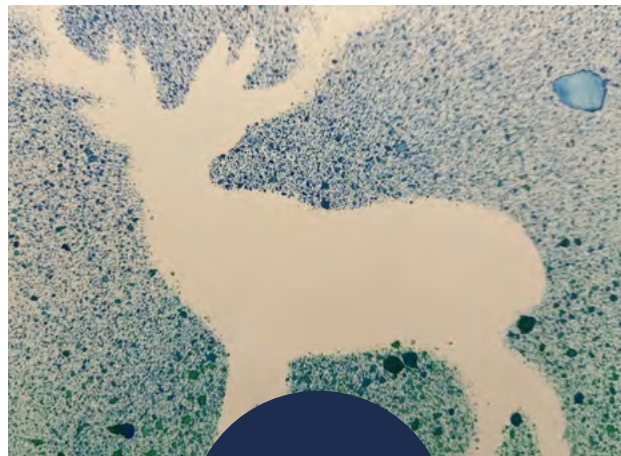
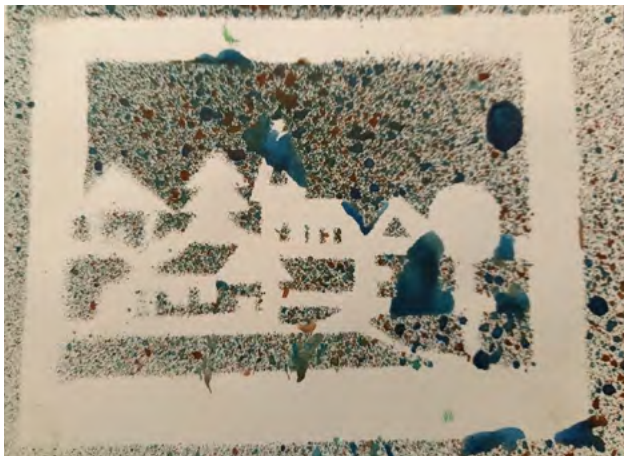


WEIHNACHTSGRÜSSE

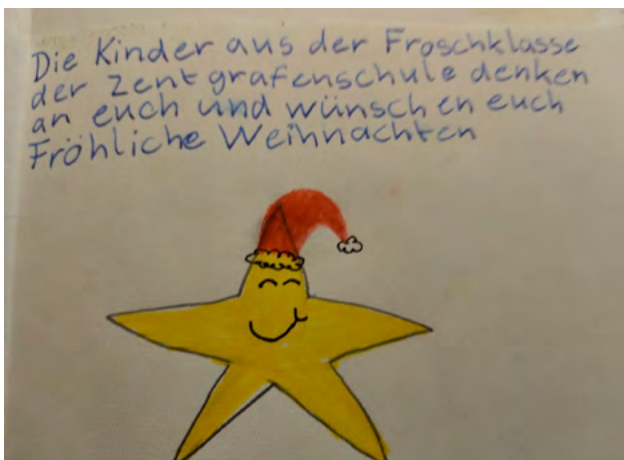
von den Schüler*innen der Zentgrafenschule in Seckbach

Kurz vor Weihnachten haben uns die Schüler*innen der Zentgrafenschule in Seckbach mit mehr als 80 liebevoll selbst gebastelten, selbst gemalten und selbst geschriebenen Weihnachtskarten überrascht, die wir gerne an Sie, die Bewohner*innen des Hauses,

weitergereicht haben. Fünf dieser Grußkarten finden Sie im Anschluss, verbunden mit zwei Rückmeldungen von Anne Remhof und Christel Kewes, Bewohnerinnen Betreutes Wohnen zu dieser tollen Aktion.



Fotoaufnahmen
verschiedener
Grußkarten



Liebe Schülerinnen und Schüler der Zentgrafenschule,

ihr habt in der Adventszeit Weihnachtskarten gebastelt. Das machen Schulkinder sehr oft für Ihre Familien. In diesem Jahr habt Ihr auch für uns Bewohnerinnen und Bewohner hier in der Budge Stiftung Weihnachtskarten gebastelt und uns geschenkt.

Das war eine tolle Idee. Euer Geschenk war etwas ganz Besonderes, denn die meisten von uns mussten wegen Corona ganz alleine Weihnachten feiern und

da freut man sich über so eine schöne Karte mehr als sonst.

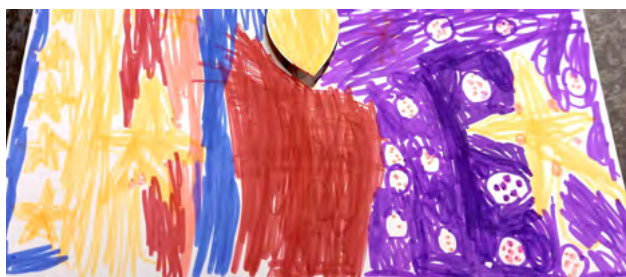
Alleine sein ist nicht so schön. Ich habe vier Enkelkinder, die so alt sind wie ihr und ich wäre auch gerne bei Hannah und Marlene oder bei Elisabeth und Paul gewesen. Leider war in diesem Jahr alles anders und vielleicht sind auch bei Euch nicht alle Omas und Opas an Weihnachten dagewesen.

Ihr habt viele verschiedene Weihnachtskarten gebastelt, die alle schön sind.

Ich habe eine bekommen, da ist ein Stern auf der ersten Seite, der mit Spritztechnik sichtbar gemacht ist. Als ich in Eurem Alter war, habe ich auch oft Karten mit Spritztechnik gemacht und die fand ich dann besonders schön.

Auf der Innenseite ist ein Weihnachtsgruß, der mit vielen bunten Blumen noch verschönert wurde. Eine super Karte, die viel Arbeit gemacht hat, aber Eure Arbeit hat sich gelohnt.

Ich habe mich sehr, sehr darüber gefreut und sicher alle anderen Bewohnerinnen und Bewohner auch.



Vielen lieben Dank für diese tolle Idee und vielen Dank auch an Eure Lehrerinnen und Lehrer.

Für das neue Jahr wünsche ich Euch allen viel Freude und gute Tage.

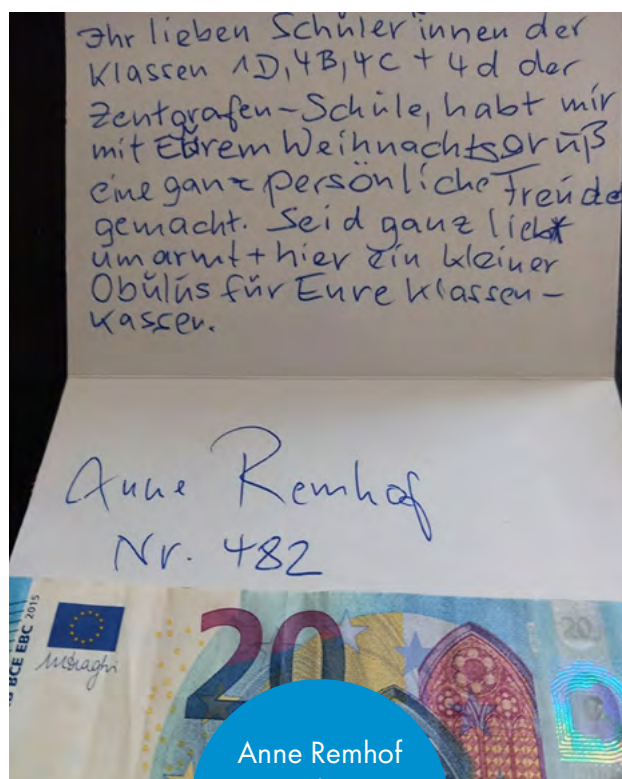
Wann Ihr wieder in die Schule könnt, weiß man heute ja noch nicht. Aber irgendwann ist wieder Schule.

Corona macht alles durcheinander, aber nächstes Jahr Weihnachten wird hoffentlich alles anders sein.

Nochmals herzlichen Dank für meine tolle Karte!

Christel Kewes

Bewohnerin Betreutes Wohnen



Anne Remhof
Bewohnerin
Betreutes
Wohnen

CORONA UND KEIN ENDE ... ?

von Michael Dietrich, Sozialdienst Betreutes Wohnen

Ein knappes Jahr hat uns jetzt die Corona-Pandemie fest im Griff!

Kaum zu glauben, dass wir im Februar vor einem Jahr noch in Aschaffenburg im Kirchner-Museum mit Ihnen zusammen waren. Wehmütig denke ich an diesen letzten unbeschwerten Ausflug und unseren damaligen Ausklang in der Brauereigaststätte Schlappe-seppel zurück ...



Seit dem Lockdown Ende November letzten Jahres ist ein Ende des selbigen nicht absehbar, geschweige denn ein Ende der Pandemie.

Wie lange können wir noch in dieser permanenten Ausnahmesituation leben?

Mit den Impfungen, die für uns erfreulicherweise schon Ende des letzten Jahres begannen und die gerade in dieser Woche Ihre Fortsetzung finden, scheint endlich das Licht am Ende des Tunnels sichtbar zu sein.

Wenn wir hier in der Budge-Stiftung alle zweimal geimpft sind, ist ein wichtiges Etappenziel für uns, aber auch für die ganze Gesellschaft, erreicht.

Für uns heißt es, wir sind durch die Impfung besser, wesentlich besser geschützt: **Der oder diejenige, der beziehungsweise die geimpft wurde, ist – so die momentane wissenschaftliche Erkenntnis – vor einer schwerwiegenden Erkrankung am Coronavirus geschützt.**

Viel Unbekanntes geht aber nach wie vor mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen einher:

1. Wie lange der Schutz für den Geimpften anhält, wissen wir nicht!
2. Ob der Geimpfte andere anstecken kann, wissen wir ebenfalls nicht!
3. Auch kennen wir nicht alle Nebenwirkungen, die von der Impfung ausgehen können, geschweige denn mögliche Langzeitwirkungen.

Deshalb veröffentlicht das Paul-Ehrlich-Institut einen wöchentlichen Sicherheitsbericht zu den entstandenen Nebenwirkungen (www.pei.de)

Was heißt dies für uns konkret: Solange wir nicht ausschließen können, dass die Impfung verhindert, dass wir den Virus weitergeben können, müssen wir uns weiterhin an die Hygienerichtlinien halten:

- Mundschutz tragen (FFP2 Masken)
- Abstand halten



Diejenigen von uns, die aus welchen Gründen auch immer, nicht geimpft sind, müssen sich ebenfalls an die Hygienerichtlinien halten und sich weiterhin testen lassen. Dies gilt auch für Angehörige unserer Bewohner und mögliche andere Besucher.

Licht am Ende des Tunnels können wir nach meiner Meinung erst erkennen, wenn tatsächlich nachgewiesen wird, dass Geimpfte den Virus nicht weitergeben können, dass die Impfung gegen die auftretenden Mutationen des Virus' schützt und dass wir eine Herdenimmunität von ca. 60 Prozent der gesamten Bevölkerung erreichen.

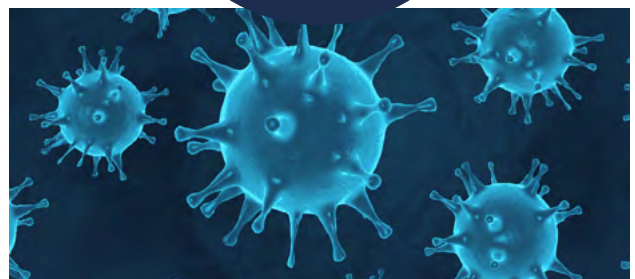
Vorsichtige Einschätzungen seitens der Politik und der Wissenschaft gehen davon aus, dass wir die Herdenimmunität Ende des Herbstes erreichen können.

Wir werden uns weiterhin in Geduld üben müssen und darauf hoffen, dass das Frühjahr und der Sommer helfen das Virus einzudämmen, so dass wir wieder Zeiten der Erleichterungen und die von uns allen herbeigesehnten Normalisierung entgegen gehen können.

Michael Dietrich
Sozialdienst Betreutes Wohnen
Montag, den 18. Januar 2021

Hallo Ihr Lieben ...! 🤔
Ich möchte die Zeit der Kontaktreduzierung nutzen allen zu danken die mich in dieser tristen Zeit unterstützt haben.
Es ist wichtig gute Freunde zu haben. Darum mein besonderer Dank an..
Professor Müller Thurgau, Dr. Riesling, Fürst von Metternich und Baron von Merlot ❤️
Ein besonderer Dank geht auch an meine italienischen Freunde,
Signore Barolo und Signora Prosecco auch Giovanni Aperol unterstützte mich in dieser schweren Zeit. 🍷🍷
Ganz besonders erwähnen möchte ich noch, dass für mein körperliches Wohl stets das Fitnessstudio Ritter Sport mit der Trainerin Milka und dem finnischen Trainer Han Uta. Ein besonderes MERCI auch an meine italienischen Trainer Giotto und Rocher die mich bis heute funny frisch halten. Ihr seid die Besten.

Eingereicht von
Elisabeth Heinrich
und Margareta
Wilbertz,
Bewohnerinnen
Betreutes Wohnen



IMPFFEN STATT SCHIMPFEN – „VIREN LEBEN VON DER HAND IN DEN MUND“

von Kurt Sebald, Bewohner Betreutes Wohnen und Rabbiner Andrew Steiman

Liebe Bewohner, neulich bat mich unser Mitbewohner Herr Sebald, etwas von einem Gespräch aufzuschreiben, welches wir vor kurzem führten und das Ergebnis hier zu publizieren. Hintergedanke war, dass die Diskussion, die wir hatten, auch andere Bewohner interessieren könnte. Dem komme ich hiermit nun gerne nach – verbunden mit dem Dank für die vielen anderen anregenden Gespräche, die mir mit vielen Bewohnern zu führen vergönnt waren, umso mehr in diesen sonst ungeselligen Zeiten. In dieser Zusammenfassung erkennen Sie vielleicht auch ein Gespräch ähnlichen Inhalts oder Verlaufs wieder, das Sie in den letzten Tagen selbst führten oder mitbekommen konnten. Vielleicht hatten Sie ähnliche Gedanken und möchten diese mit anderen austauschen.

Wir können zwar nicht alle zusammen wie sonst gewohnt uns direkt miteinander austauschen, aber auf diesem Wege bleiben wir wenigstens auch im Gespräch – oder besser gesagt: in Gesprächen. Die Themen, die uns alle in diesen Tagen beschäftigen, sind schließlich immer sehr ähnlich. So steht diese Wiedergabe eines Gesprächs auch stellvertretend für viele andere und hat die ausdrückliche Absicht, zu weiteren Gesprächen anzuregen. Sie ist kein Ersatz für die vielen Veranstaltungen, die ausfallen mussten und weiterhin noch ausfallen – aber doch der Versuch, Diskussionen, wie wir sie etwa im „Nachtcafé“ führten, auf eine Ebene zu verlagern, auf der sie in dieser Zeit weiter geführt werden können. So bleiben wir alle zusammen weiter im Gespräch miteinander, wenn auch nicht alle zur gleichen Zeit im gleichen Raum.



So begann das Gespräch zwischen Herrn Sebald und mir mit unserer beidseitigen Sorge angesichts der aktuellen Bilder und Meldungen aus Amerika und zugleich einer Einschätzung der Impf-Situation bei uns im Vergleich zu anderswo. In Israel ist bereits jeder Vierte geimpft worden, in vielen Ländern niemand – da sind wir hier eigentlich irgendwo dazwischen und damit noch gut dran. Während wir also guter Hoffnung waren in Bezug auf die bevorstehende Impfung, bereitete uns der Zustand der Demokratie in Amerika große Sorge. Aber auch die Pandemie-Leugner hierzulande und sonst überall, die mit ihrer Hetze dazu beitragen, eine ohnehin schwierige Lage noch weiter zu erschweren, scheinen hoffnungslos von Hass infiziert zu sein. Alles in allem kein schönes Bild, was da zu sehen ist. Insgesamt gibt es Anlass also genügend; aber man soll ja nie die Hoffnung aufgeben – das war unser vorläufiges Fazit.

Dann fiel der berühmte Satz:
die Hoffnung stirbt zuletzt.

Das weckt in mir immer Erinnerungen an meine Großeltern, die mit diesem Satz nicht ganz einverstanden waren. Ihre Weisheit lautete nämlich vielmehr: der Humor stirbt zuletzt.

So erzählten sie mir Geschichten von ihrer Hoffnungslosigkeit in hoffnungsloser Umgebung zu hoffnungsloser Zeit. Aber sie erzählten sie so, dass man dazu schmunzeln und zumal auch lachen musste. „Wir hatten keine Chance – und die nutzten wir“ war eine ihrer oft gebrauchten Aussagen. Daran erinnere ich mich gerne, wenn ich an die heutigen Herausforderungen denke. Oft erinnere ich mich auch an Gespräche mit Bewohnern, die ebenfalls von unvergleichbar schwereren Zeiten als den heutigen erzählen. Hier im Haus lebt ja schließlich eine Generation, die weit schlimmere Zeiten als die heutigen erlebt und überlebt hat. Was diese Generation mitzuteilen hat, ist gerade jetzt von unermesslichem Wert für uns alle. Ihre Stimme sollte gehört werden – auch und gerade dort, wo darauf wohl kein Wert gelegt wird: im Jammertal der Leugner und Verschwörungstheoretiker.

Herr Sebald und ich waren uns auch in unserem klammheimlichen gemeinsamen Wunsch einig, dass die vielen Spinner, welche die Pandemie für ein Märchen halten, auch auf die Generation der eigenen Oma zugehen und einfach nur mal zuhören sollten. Vielleicht würden sie dann aufhören, mit ihrem dummen Verhalten uns alle zu nerven und, was schließlich viel schlimmer ist: zu gefährden. Also erst zuhören, dann aufhören. Und verstehen, dass wir alle uns gegenseitig schützen müssen – mindestens so lange, bis der Impfstoff uns alle schützt. Bis dann hat uns das Virus in der Hand.



„Ein Virus lebt von der Hand in den Mund“, meinte Herr Sebald, der schließlich als studierter Pharmazeut vom Fach ist. Er brachte seine Hoffnung zum Ausdruck, dass die Unvernünftigen Vernunft annehmen. Frei nach dem berühmten Arznei-Spruch ergänzte Herr Sebald, Apotheker mit Erfahrung und Humor: „Zu Risiken und Nebenwirkungen von Vernunft fragen Sie ihren Arzt oder Apotheker“. Wir lachten beide, und mir fiel dann ein: „Bei Patienten, die auf Vernunft mit Schock reagieren, ist eine Kurz-Therapie mit wenigstens kleinen Dosen von Vernunft empfehlenswert.“ Die Dosen sollten später wieder Erwähnung finden.



Nach dem Lachen waren wir uns wieder traurig einig, dass die Vernunft es nicht leicht hat, und dass dagegen wohl kaum „ein Kraut gewachsen“ sei. Bei der Eindämmung der Pandemie gibt es immer noch so viel Unvernunft und das wohl überall auf der Welt.



So müssen wir alle erleben, wie sehr bar jeder Vernunft sich einige Zeitgenossen aufführen. Sie haben jedes Recht, an das zu glauben, was sie wollen – aber sie gefährden sich selbst und uns alle. Sie glauben an die Dummheiten, woran sie eben glauben, weil sie das auch glauben wollen. Das ist legitim – aber ist es dann auch legitim, sich über sie lustig zu machen? Über den Quatsch, woran sie glauben? Über ihre Verschwörungstheorien, die nichts anderes sind als Wahnvorstellungen?



Schließlich ist es unmoralisch, sich auf Kosten anderer zu belustigen. Wie aber umgehen mit solchen Entwicklungen, wie sich wehren gegen die Gefahren, die sich abzeichnen und das immer deutlicher?

So mussten wir doch letztendlich lachen, als wir uns über das Bild des Mannes mit den Hörnern auf dem Kopf austauschten, der sich beim Sturm auf das Kapitol in Washington in Szene setzte.



Wir lachten über diesen Mann, der mit nacktem tätowierten Oberkörper, der lächerlichen Kopfbedeckung und fantastischer Kriegsbemalung sich in Siegerpose und weit aufgerissenem Mund auf den Stuhl der Parlamentsvorsitzenden setzte. Zugleich wurde uns bewusst, wie sehr das alles andere als lustig ist. Es wirkt gespenstisch. Was für ein Gespenst ist das bloß? Das Lachen blieb uns im Hals stecken.

Viele Bewohner haben Gesprächs- und Mitteilungsbedürfnis angesichts dieser Bilder aus Amerika und den damit verbundenen Ängsten. Allein schon der Austausch dazu wäre hilfreich, diese Bilder irgendwie zu „verdauen“ – und sei es, mit jemanden einfach darüber zu lachen.

Auch ohne solcher Bilder haben mir viele Bewohner in den zurückliegenden Wochen und Monaten erklärt, wie sehr ihnen etwa das „Nachtcafé“ fehlt als Forum von Information und Austausch von Meinungen – und Witzen. Oft höre ich, dass man gerade in die Budge-Stiftung gekommen sei, um in guter Gesellschaft zu sein – und nun ist gerade das Gesellige eingeschränkt.

Mit dem „Budge-Kanal“, den Bewohner nun im eigenen Fernseher empfangen können, ist da wenigstens etwas Abhilfe in Aussicht.

Bis es soweit ist, das „Nachtcafé“ im „Budge-Kanal“ zu übertragen, möchte ich mich mit einer Corona-Anekdote empfehlen, die sich im Gespräch mit meiner zehnjährigen Tochter ergeben hat. Die erwähnten Dosen kommen darin wieder vor und zeigen, wie wir mit Humor allem begegnen können, was uns in diesen Tagen herausfordert: Wir saßen abends vor dem Fernseher, als in der Tagesschau vermeldet wurde: Für eine flächendeckende Impfung fehlen noch Dosen – da rief meine Tochter: „Wir können die vielen Dosen spenden, die wir im Keller haben!“

Auch darüber musste ich erst lachen. Dann habe ich erkannt: meine Tochter ist bestens erzogen. Weil das natürlich Selbstlob ist, war es mir ein väterliches Bedürfnis, auch das Kind richtig zu loben, besonders für ihre Hilfsbereitschaft und dafür, sich selbstlos für andere einzusetzen – ihr wurde dennoch unschwer klar, dass ich mich damit letztendlich selbst lobte. Derart ertappt, unternahm ich einen Ablenkungsversuch, indem ich ihr erklärte, dass der Gesundheitsminister andere Dosen meine als solche, die wir im Keller haben. „Alles gut“ meinte meine Tochter und weiter: „was machen wir aber nun mit den vielen Dosen im Keller?“

Stellen wir sie doch in den „Budge-Kanal“ zur Schau, dachte ich schmunzelnd, damit wir alle etwas zu lachen haben. „Lachen stärkt die Abwehrkraft“, sagt Herr Sebald. Nachdenklich ergänzte er: „sehr gute Arznei“. Risiken und Nebenwirkungen gibt es schließlich eher keine, wenn es ums Lachen geht – nur Vorteile. Sobald wir so weit sind, bringe ich dann eben einige Dosen aus meinem Keller mit, um sie allen im „Budge-Kanal“ zu zeigen. Es darf dann auch gelacht werden.

Bis dann verbleibe ich mit einem herzlichen Gruß, auch im Namen von Herrn Sebald, und mit einem Lächeln hinter der Maske,

Ihr Rabbiner Steiman



CORONA UND KEIN ENDE, EIN NACHSCHLAG ...

von Michael Dietrich, Sozialdienst Betreutes Wohnen

In der Corona-Pandemie haben wir uns schon daran gewöhnt, dass sich die Politik schwertut mit einer gemeinsamen Sprache zu sprechen und an einem gemeinsamen Vorgehen festzuhalten.

Immer wieder fühlt sich einer der „mächtigen Landesfürsten“ bemüßigt „weiterzudenken“ und „vorauszuweichen“.

*Das Thema der Impfpflicht bietet sich dabei besonders an. Angesichts vermeintlicher Zurückhaltung der Mitarbeiter*innen von Alten- und Pflegeheimen bei den gerade begonnenen Impfungen kann man durchaus nachvollziehen, dass der bayrische Ministerpräsident Markus Söder über eine Impfpflicht für bestimmte Berufsgruppen nachdenkt.*

Nachdenken und Erwägen gehört sicherlich zu den unmittelbaren Aufgaben eines Politikers, insbesondere eines Ministerpräsidenten, aber auch Abstimmen mit anderen Politikern, zum Beispiel mit dem Gesundheitsminister Jens Spahn, der für die Politik noch vor kurzen im Bundestag die Maxime ausgab: „Es wird keine Impfpflicht geben, ich gebe Ihnen – der Bevölkerung – mein Wort darauf, denn wir setzen auf Argumente, auf Information und Vertrauen in den Impfstoff“.

Bei der Auseinandersetzung zwischen Markus Söder und Jens Spahn meinen einige Beobachter, dass es nicht nur um die besseren Argumente geht, vielmehr werde die inhaltliche Debatte zunehmend davon bestimmt, dass Herr Söder und Herr Spahn sich Vorteile verschaffen wollen in der Frage „Wer der nächste Kanzlerkandidat der CDU/CSU wird“. Unabhängig davon möchte man Herrn Söder und Herrn Spahn zurufen, doch in die Alten- und Pflege-

heime vor Ort zu gehen und für die Impfung zu werben.

Dann könnten Sie auch ins Gespräch mit denjenigen kommen, die sich schon lange von der Politik verlassen fühlen, weil die Politik seit Jahrzehnten nicht wirklich an die grundlegenden Probleme und der damit verbundenen haltlosen Missstände der Pflege herangeht. Auch in der Pandemie lassen die politisch Verantwortlichen die Einrichtungen der Altenpflege weitgehend alleine.

Nicht die zuständige Politik hat Testkonzepte entwickelt, sondern die einzelnen Einrichtungen mussten dies selbst tun und selbst für deren Umsetzung vor Ort sorgen. Auch in der Frage, wie die einzelnen Häuser den personellen Mehraufwand für die täglich stattfindenden Tests stemmen sollen, kommt die Politik ihren Aufgaben und Ihren Pflichten nicht nach.

Um so mehr verwundert es, dass beide, Herr Söder und Herr Spahn bei den Umfragewerten der beliebtesten Politiker in den letzten Monate deutlich zugelegt haben. Ganz deutlich sind beide geschickte und gut geschulte Rhetoriker, die sich in den Medien authentisch und anpackend vermitteln, so dass bei vielen von uns der Eindruck entsteht, dass sie die Richtigen seien, denen man zutraut die Krise zu bewältigen.

Ich frage mich, ob „unsere“ Wahrnehmung dabei nicht immer noch von der virulenten Sehnsucht nach dem „starken Mann“, nach der starken „Führerpersönlichkeit“ bestimmt ist. Statt dieser Sehnsucht nachzugehen, sollten wir, die Wähler, die Politiker nicht nur nach ihren Worten, sondern mehr nach Ihrem Handeln beurteilen, mehr daran messen, ob

Herr Spahn und Herr Söder wirklich an die eigentlichen Aufgaben in ihrem Verantwortungsbereich herangehen und ob sie auch die Kraft haben die grundlegenden Probleme unserer Gesellschaft zu benennen und bereit sind deren Lösungen wirklich anzupacken. Aber vielleicht ähneln wir den Politikern vielmehr, als wir glauben und verbünden uns unbewusst mit Ihnen, denn auch wir verdrängen im Grunde genommen die grundlegenden Probleme unserer Gesellschaft scheinbar immer wieder.

Wir alle erahnen, wir wissen, dass wir als Gesellschaft in vielerlei Hinsicht über unsere Verhältnisse leben, dass wir als Gesellschaft auf Kosten der Natur, auf Kosten der Bevölkerung Dritten und Vierten Welt und auch auf Kosten unserer nachfolgenden Generationen leben. Ein Glück, dass die nachkommende Generation zunehmend nicht mehr bereit ist, dies zu dulden.

In unterschiedlichen Organisationen, u. a. Fridays for future mischen sie sich in die aktuellen gesellschaftlichen Debatten vehement ein; halten uns den Spiegel vor, hinterfragen politische Entscheidungen bezüglich ihrer Nachhaltigkeit und fordern ein grundlegendes Umdenken von uns Erwachsenen und der Politik. Die Vision einer auf Nachhaltigkeit setzenden und naturverträglichen und zugleich gerechteren Gesellschaft entsteht, in der der Unterschied zwischen Arm und Reich kleiner wird.

Gerade durch die Corona-Pandemie wurde die Politik in diesem Lande und in Europa gezwungen, so viel Geld wie selten zuvor, aufzunehmen. Was die Forderungen der Jugend betrifft, scheint die Politik die Zeichen der Zeit verstanden zu haben und zu begreifen, welche große Chance in der Krise

liegt, unsere Gesellschaft nachhaltig im Sinne der nachfolgenden Generationen mit den richtigen Investitionen umzugestalten.

Der Glaube daran lässt einen hoffen.

Die Politik ist aber immer wieder gefährdet Entscheidungen zu vertagen und die Zeit verstreichen zu lassen. Die Corona-Pandemie und die Klimakrise zeigen uns aber gerade sehr deutlich, dass wir keine Zeit mehr haben, dass wir jetzt als Gesellschaft dafür sorgen müssen, dass die richtigen Entscheidungen im Großen wie im Kleinen getroffen werden. Für die Entscheidungen im Großen bedarf es unseres politischen Drucks auf die Entscheidungsträger.

Für die Entscheidungen im Kleinen, im persönlichen Verantwortungsbereich bedarf es unseres eigenen Willens der Veränderung, hier sind wir alle gefordert!

Wobei das eine so wichtig wie das andere ist! Lassen wir die nachfolgenden Generationen nicht alleine: Nach uns keine Sintflut!

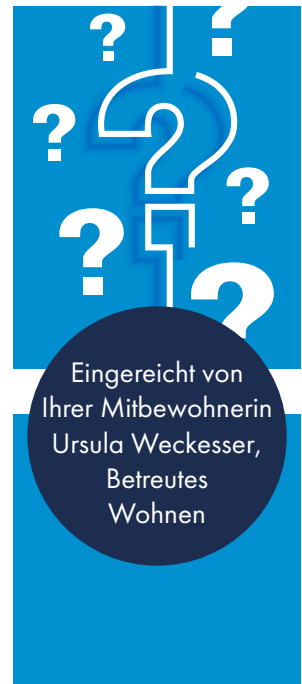


20. September 2020,
Bewohner*innen der
Budge-Stiftung bei der
weltweiten Demonstration
von „Fridays for Future“

Nachgedacht ...

*Wir haben größere Häuser, aber kleinere Familien,
... mehr Bequemlichkeit, aber weniger Zeit,
... mehr Wissen, aber weniger Urteilsvermögen,
... mehr Experten, aber größere Probleme,
... sehen viel fern und beten zu selten,
... wir haben unseren Besitz vervielfacht,
... aber unsere Werte reduziert,
... wir wissen, wie man seinen Lebensunterhalt verdient,
... aber nicht mehr, wie man lebt,
... wir haben dem Leben Jahre hinzugefügt,
... aber nicht den Jahren Leben,
... wir kommen zum Mond, aber nicht mehr
... an die Tür des Nachbarn,
... wir haben den Weltraum erobert,
... aber nicht den Raum in uns,
... wir können Atome spalten, aber nicht unsere Vorurteile ...*

R. Gattermann



Eingereicht von
Ihrer Mitbewohnerin
Ursula Weckesser,
Betreutes
Wohnen



BEITRÄGE EINER KINDERGRUPPE aus Bergen-Enkheim



Die nachstehenden Beiträge einer Kindergruppe aus Bergen-Enkheim, die uns erst kurz vor Redaktionsende unseres Rundbriefes erreicht haben, berühren uns sehr, denn sie zeigen, dass gerade Kinder in dieser unwirklichen Zeit der Pandemie äußerst sensibel und kreativ sind und wie wichtig ihnen der Kontakt zu den älteren Menschen ist ...



Einen ganz, ganz herzlichen Dank an Aaliyah, Dana, Finia, Frieda, Janne, Jaheem, Jamal, Julius, Junis, Liya, Lukas, Liam, Mina, Nele, Nele, Nala, Paula, Saif, Theya, Tijan, Toa und deren Familien Ihr macht uns eine große Freude!

Liebe Bewohner des Budge-Heims,

wir sind Kinder aus Bergen-Enkheim und wollen Euch mit diesen Bildern eine große Freude machen und etwas Sonne in Eure Herzen tragen!

Wir Kinder kennen uns aus dem Kindergarten, der Schule und unserer Nachbarschaft.

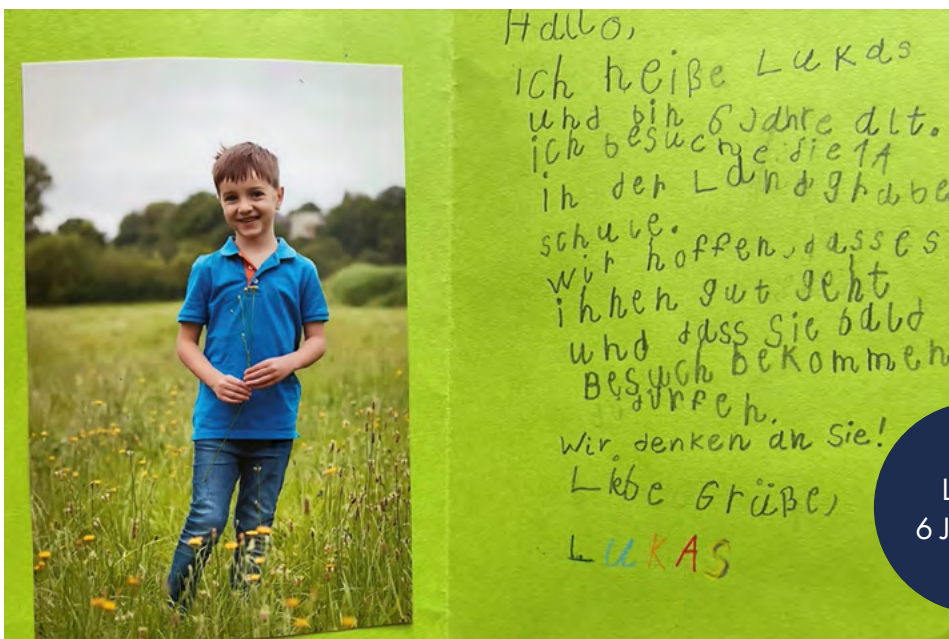
Momentan sehen wir uns nicht so oft wie sonst, aber dafür basteln und malen wir viel, gehen raus in die

Natur und haben viel Spaß dabei. Bald sehen wir uns alle wieder.

Wir hoffen Euch vielleicht auch bald kennenzulernen. Wir denken an Euch! Bleibt gesund!

Aaliyah, Dana, Finia, Frieda, Janne, Jaheem, Jamal, Julius, Junis, Liya, Lukas, Liam, Mina, Nele, Nele, Nala, Paula, Saif, Theya, Tijan, Toa und Familien

Frankfurt, den 20.01.2021



Lukas,
6 Jahre alt



Liam,
6 Jahre alt



Kommt, wir nehmen euch mit in den Schnee!

Liebe Bewohner/-innen des Henry und Emma Budgetheim,
wir sind Nele, Juris und Janne und nehmen euch mit in den
Schnee. Viel Spaß dabei und erhaltet euch nicht!



Wochenlang haben wir auf den Schnee gewartet,
geträumt von weißen Weihnachten. Die kommen
nächstes Jahr definitiv mit auf den Wunschzettel für
das Christkind – Geschwisterbeschluss! Wir haben
Schneemänner ausgemalt und gebastelt, Schnee-
flocken aus Watte an die Fenster dekoriert und eines
morgens im Januar lag der Schnee dann Zentimeter
hoch in unserem Garten. Was haben wir geschaut
und gestaunt!

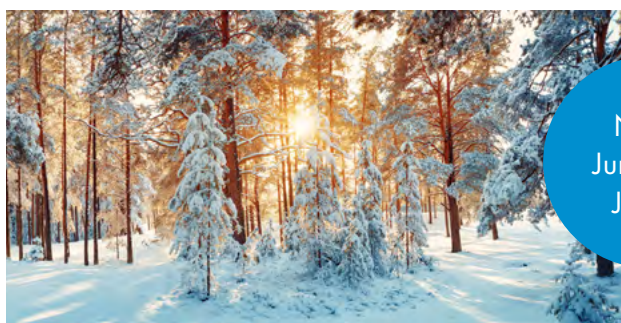


Aber der Schnee ist ja jetzt wahrscheinlich nicht nur gefallen, dass wir ihn anschauen – nein! Wir müssen raus! Wir müssen Schneemänner und Schneefrauen bauen und natürlich Schneekinder.

Außerdem muss Papa sofort nach dem Schlitten suchen, lange wurde er nicht genutzt und muss erst einmal gefunden werden. Wo war er denn gleich, im Keller oder doch in der Gartenhütte? Letztendlich haben wir ihn gefunden und bemerkt, dass er für drei Kinder von mittlerweile acht, sechs und drei Jahren doch sehr eng geworden ist, oder sagen wir besser kuschelig. Kuschelig ist bei der Schneekälte ja nicht das verkehrteste, außerdem muss dann keiner allein die Hänge hinabsausen.

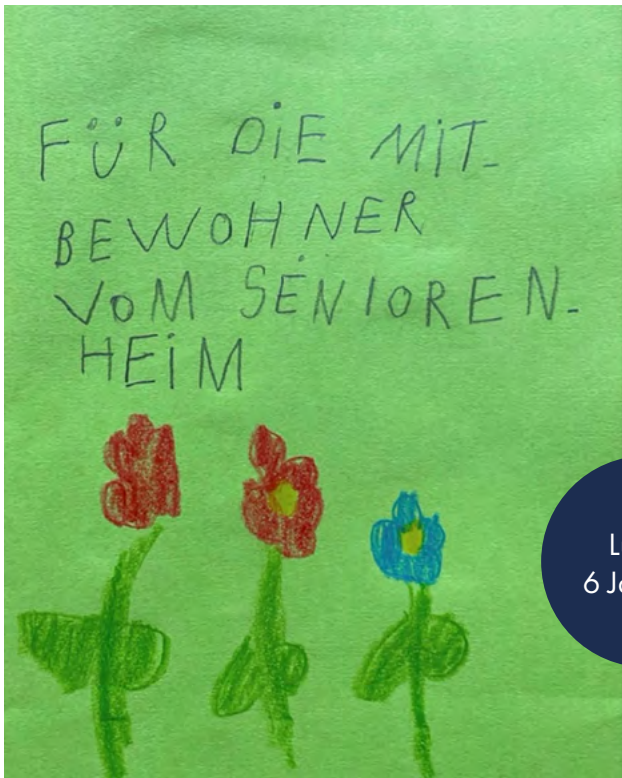


Vieles dürfen wir zu Coronazeiten nicht mehr, aber das Erfreuen an der Natur, das Zusammensein in der Familie und der Spaß im Schnee (wenn welcher gefallen ist), den kann uns keiner nehmen, auch nicht Corona! **Bleibt gesund!**

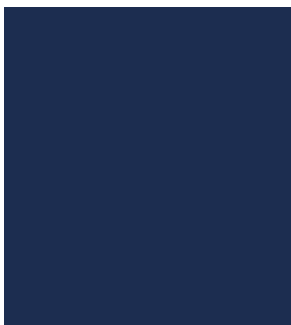
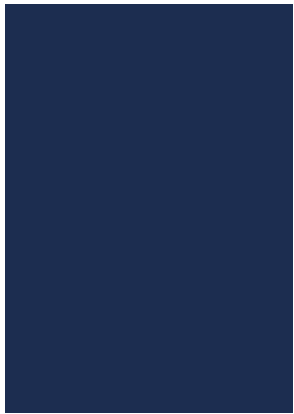


Nele,
Junis und
Janne

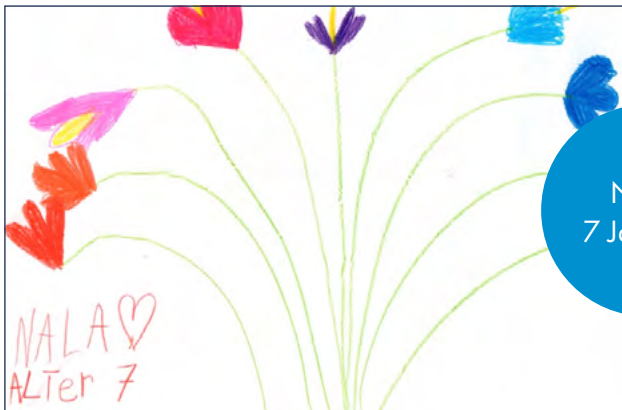




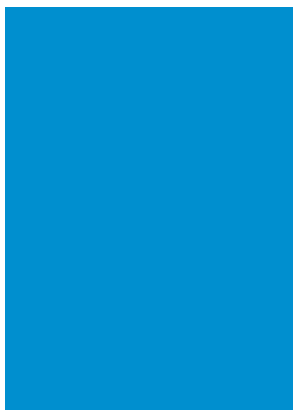
Lukas,
6 Jahre alt



Silya,
4 Jahre

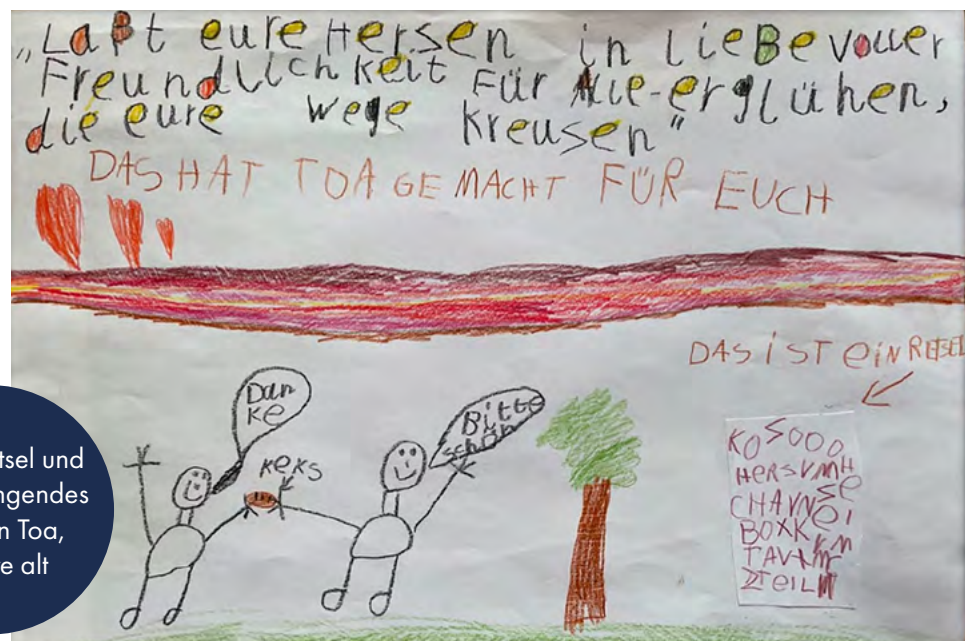


Nala,
7 Jahre alt





Mina,
9 Jahre alt

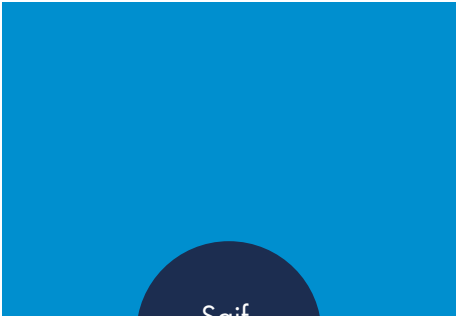


Wörterrätsel und
freudebringendes
Zitat von Toa,
6 Jahre alt

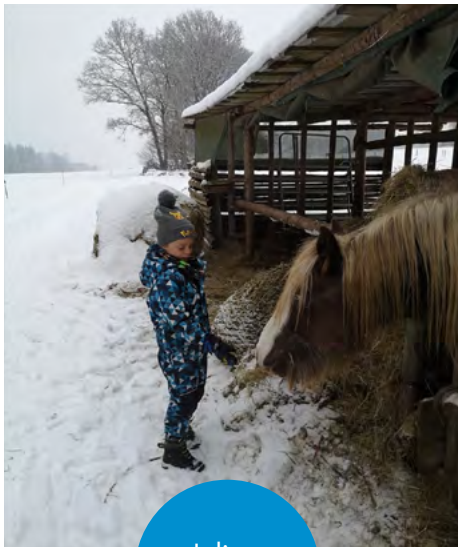




ein selbst
 ausgedachtes
 Gedicht
 von Dana,
 11 Jahre alt



Saif,
 6 Jahre



Julius,
 7 Jahre alt



Finja,
 4 Jahre alt



DAS BEWEGTE LEBEN EINER MITBEWOHNERIN

von **Renate Rauch**

Durch Zufall stieß ich vor knapp zwei Jahren auf die Lebensgeschichte einer Mitbewohnerin, beziehungsweise auf die Geschichte ihres verstorbenen Mannes. Ich besuchte die Gedenkstätte Riehen bei Basel und studierte die Tafeln mit Informationen über jüdische Flüchtlinge aus Deutschland in der NS-Zeit. Mir fiel ein Name besonders auf, der mir irgendwie bekannt vorkam: **Lamm**

Wo hatte ich den Namen vor gar nicht so langer Zeit gehört?

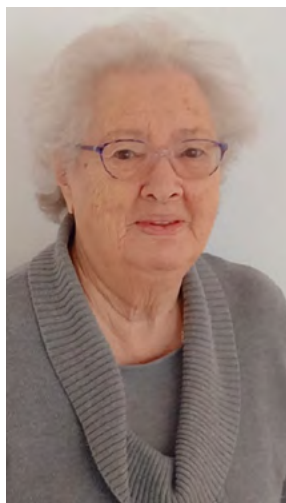
Diesen Abschnitt der Info-Tafel las ich besonders gründlich.

Kurt Lamm, hieß es da, war auf einem Kindertransport mit vielen anderen jüdischen Flüchtlingen in der Schweiz vorübergehend aufgenommen worden. Nach vielen Flucht-Orten wie Zypern und Palästina kam er in den 50er-Jahren nach Frankfurt und heiratete dort eine **Marion Rauchmann**, „auch sie eine Gerettete vor dem Holocaust“, hieß es noch.

Also fotografierte ich den Tafel-Text mit meinem iPhone. In Frankfurt angekommen, las ich den Text nochmals sehr gründlich durch, und da fiel mir ein Abschnitt besonders auf: „Kurt Lamm starb am 27. Dezember 2009 in Frankfurt, wo seine Witwe Marion noch heute lebt.“

Ich hatte doch erst vor kurzem eine Marion im Budge-Heim kennengelernt, wie war noch mal ihr Nachname? Ich rief eine jüdische Mitbewohnerin aus dem Betreuten Wohnen an und fragte sie nach dem Familiennamen ihrer Freundin Marion.

Aha, **Marion Lamm** heißt meine Mitbewohnerin, daher kam mir der Name so bekannt vor! Jetzt war



ich sehr gespannt, mehr von **Marion Lamm** zu erfahren.

Zu meiner großen Freude war Frau Lamm gern bereit, mir ihre Lebensgeschichte zu erzählen:

Als Marion zehn Jahre alt war, erhielt die Familie Rauchmann in Dresden ein Schreiben vom „Polizeipräsident zu Dresden“ Abt. Ausländeramt vom 1. Februar 1939, adressiert „An Herrn Owsiej Rauchmann“. Eigentlich hieß Marions deutscher Vater Georg und die Familie Rauchmann lebte seit langem in Dresden.

Das Schreiben hatte folgenden Inhalt: „Auf Grund von §5 Abs.1 Satz 1 und Buchstabe a der Ausländerpolizeiverordnung vom 22. August 1938 – Reichsgesetzblatt I. Teil Seite 1053 – verbiete ich Ihnen hiermit den weiteren Aufenthalt im Deutschen Reich. Das Aufenthaltsverbot erstreckt sich auch auf Ihre Ehefrau und Töchter. Sie werden daher aufgefordert, das Reich innerhalb von 14 Tagen nach Eröffnung der Verfügung zu verlassen. Wenn Sie dieser Verfügung zuwiderhandeln oder unerlaubt in das Gebiet des Deutschen Reiches zurückkehren, haben Sie nach § 13 des obengenannten Gesetzes

Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre zu gewärtigen. Gegen diese Verfügung können Sie innerhalb von 2 Wochen nach erfolgter Zustellung Beschwerde beim Polizeipräsidium Dresden einreichen. Einer etwaigen Beschwerde wird die aufschiebende Wirkung versagt.

Im Auftrage: (gez.) Dr. Uhlig.“

Marions Familie hatte einen entfernten Verwandten, der Christ und Schwede war und in der Schwedischen Botschaft arbeitete. Er wusste, dass die Jüdische Gemeinde in Stockholm Kinder bis sechzehn Jahre nach Schweden bringt und dort aufnimmt.

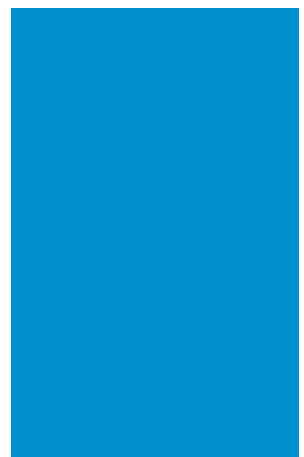
Marions Schwester Gerda war damals noch fünfzehn Jahre alt – eine Woche vor ihrem 16. Geburtstag – und so konnte auch sie gerade noch in letzter Minute, zusammen mit Marion, mit dem Kindertransport von Dresden nach Schweden entkommen. Mit dem Zug und dann mit der Fähre von Travemünde nach Malmö kamen sie in das Dorf Mölnbo, eine Stunde entfernt, südlich von Stockholm. Marion und ihre Schwester wurden hier von einem kinderlosen, christlichen schwedischen Ehepaar aufgenommen, in einem sehr schönen Dorf, wo Marion sechs Jahre wohnte.

Gerda hatte in Breslau eine Ausbildung als Säuglingspflegerin gemacht und fand sehr bald eine Stelle bei einer jüdischen Familie mit einem Baby in Stockholm.

Marion war die einzige Ausländerin in Mölnbo, aber alle waren sehr nett zu ihr, wollten ihre Freunde sein. Marion lernte schwedisch in der Schule, was sie aber heute vergessen hat. Im Gegensatz zu anderen „Kindertransportkindern“ hatte es Marion sehr gut bei ihren Pflegeeltern. Nach sechs Jahren wurde Marions Pflegemutter schwanger und die Wohnung war zu klein geworden. Deshalb musste Marion

nach Stockholm zu Frau Kaplan, einer Emigrantin aus Breslau, die eine Pension für jüdische Emigrantenkinder betrieb. Dort wohnte sie ein weiteres Jahr, ging in Stockholm zur Schule und machte ihre „Mittlere Reife“.

Von den Eltern hatten Gerda und Marion ein Jahr lang nichts gehört. Später bekamen sie Post von ihnen und erfuhren zu ihrer Erleichterung, dass auch die Eltern sich noch rechtzeitig retten konnten. Sie waren nach Italien entkommen und lebten bis zu ihrem Lebensende in Rom.



Der mütterliche Großvater, Isaak Nadel, lebte seit dem Tod seiner Frau 1937 mit ihnen in Dresden. Leider wollte er nicht mit nach Italien und wurde deportiert und ermordet.

Marion und ihre Schwester flogen im September 1946 nach Rom, um die Eltern wiederzusehen. Der erste Flug ihres Lebens wurde von der Jüdischen Gemeinde in Stockholm bezahlt, die auch für ihre Unterkunft in den Pflegefamilien aufkam. Für Marion war es sehr „komisch“, ihren Eltern nach sieben Jahren zu begegnen. Der Vater holte sie vom Flughafen in Rom ab. Marion war inzwischen siebzehn Jahre alt und die Eltern waren ihr fremd geworden.

Der Vater war Chemiker und hatte viele Jahre eine kleine Fabrik, in der Öle und Fette hergestellt wurden, in Partnerschaft mit einem Italiener.

Marion lebte ab jetzt bei ihren Eltern in Rom und lernte Italienisch. Bald fand sie eine Stelle im Büro der Fabrik ihres Vaters. Die Schwester lernte in Mailand einen jüdischen Mann in einem koscheren Restaurant kennen, heiratete ihn und blieb dort. Gerda Lubin, geb. Rauchmann, hatte mit ihrem Mann zwei Söhne und eine Tochter. Gerda starb am 24. August 1983 in Milano.

Marion lernte ihren späteren Mann **Kurt Lamm** durch besondere Umstände kennen. Sie und Kurt hatten gemeinsame Freunde in Frankfurt, die sie zufällig zur gleichen Zeit in Frankfurt besuchten. Kurt kam aus Palästina und Marion aus Rom und bei den Freunden fanden sie zusammen. Kurt lebte in der NS-Zeit in Bad Nauheim in einem jüdischen Kinderheim. Von dort war er mit anderen jüdischen Kindern in die Schweiz gebracht worden. Er war damals dreizehn und hatte gerade seine Bar Mitzwah in Homberg an der Ohm gefeiert, wo die Eltern mit Kurts Geschwistern lebten. Dort gab es eine kleine Synagoge, die sogar heute noch als Museum existiert.

Kurt kam mit dem Kindertransport nach Basel-Riehen. Dort hat er in Locarno eine Ausbildung als Fotograf mit Diplomabschluss gemacht.

Marion und Kurt heirateten im Oktober 1957 in der großen Synagoge in Rom. Dann gingen sie nach Israel. Da Marion sich dort aber überhaupt nicht zurechtfinden konnte, kehrten Sie nach Frankfurt zurück, wo Kurt eine Stelle als „photo instructor“ (Lehrer für Fotografie) bei den Amerikanern bekam.

In Frankfurt wurde auch die erste Tochter Linda, am 9. Juni 1959 geboren. Die zweite Tochter Miriam (Miri) folgte am 10. September 1961. Beide Töchter gingen erst in die Jüdische Schule in Frankfurt. Da das Philanthropin, die heutige Lichtigfeld-Schule, damals nur bis zur vierten Klasse ging, mussten die Mädchen auf eine andere weiterführende Schule wechseln.

Heute kann man auf der Lichtigfeld-Schule wieder das Abitur machen.

Linda und Miri gingen damals auf die Ernst-Reuter-Schule in der Nordweststadt, die erste Gesamtschule Hessens, die sie bis zum Abitur besuchten. Nach dem Abitur wanderten Linda und Miri nach Israel aus und gründeten dort Familien. Linda Tsur, geb. Lamm, hat drei Kinder geboren, zwei Söhne und eine Tochter. Ein Sohn lebt inzwischen in New York, ein Sohn in Südamerika, Guatemala, und die Tochter blieb in Israel.

Leider starb Linda viel zu früh, am 27. 12. 2004, an Krebs. Ihre zwei Söhne leben inzwischen über die ganze Welt verstreut: Ron in New York und Yaniv in Guatemala. Nur Marions Enkelin Sapir blieb in Israel.

Fünf Jahre später, aber am gleichen Tag, am 27.12. 2009, starb Marions Mann Kurt in Frankfurt und wurde nach Israel überführt.

Die zweite Tochter Miriam hat mit ihrem Mann zwei Töchter und einen Sohn und arbeitet als Lehrerin. Miriams Töchter, Daniela und Amit, leben weiterhin in Israel, der Sohn Omri ist nach Warschau gezogen.

Marions väterliche Vorfahren stammten ursprünglich aus Polen. Marions Vater hatte die polnische Staatsbürgerschaft verloren, weil er nie mehr in Polen war. In der NS-Zeit blieb es der Familie daher erspart, wie viele andere Frankfurter Juden nach Polen abgeschoben zu werden.

Marions Onkel dagegen, der zwei Jahre ältere Bruder ihres Vaters (geb. 1898), hatte noch die polnische Staatsbürgerschaft, weil er Anfang 1924 zur Hochzeit eines Verwandten nach Polen gereist war.

Aus Erzählungen weiß Marion, dass der Vater eigentlich auch zur Hochzeit fahren wollte, aber die Mutter hatte Einspruch erhoben, weil Marions Schwester noch ein Baby war. Und sie sagte: „Im Winter, im Januar fahre ich nicht nach Polen, wo es Schnee und Eis gibt, mit einem sechs Monate alten Säugling!“ Und so ist er zum Glück in Dresden geblieben, während die ganze Familie von Onkel Salo mit Frau Irene und den zwei Söhnen von sechs und drei Jahren im Oktober 1938 nach Polen abgeschoben und in Auschwitz ermordet wurde.

Der Großvater väterlicherseits war 1914 aus Polen nach Amerika ausgewandert und wollte seine Familie nachholen. Aber dann brach der erste Weltkrieg aus, und seine Frau und drei Töchter konnten erst 1918 einwandern. Marion hat die drei Schwestern des Vaters und fünfzehn Cousins und Cousinen in Amerika kennen gelernt. Zwei Schwestern des Vaters kamen auch später einmal nach Rom zu Besuch.

Marion fuhr in der Zeit nach Rom, um die Tanten zu treffen.

Die Verzweiflung der Familie Rauchmann aus der Nazizeit ist noch heute bei Marion zu spüren, wenn sie sagt: „Sie hatten es nicht zu eilig, uns ein Affidavit (eidesstattliche Erklärung) zu schicken, sie wussten angeblich nicht, wie eilig es war.“

Im Mai 2019 reiste Marion nach Israel, um dort mit der ganzen Familie ihren 90. Geburtstag zu feiern. Alle waren da, nur der Enkel aus Guatemala nicht. Dieses Jahr wollte ihre Tochter Miriam mit ihrem Mann an Pessach nach Frankfurt kommen. Leider war das aber wegen Corona nicht möglich.

Die „Kinder“ sind nicht religiös. Das stört Marion überhaupt nicht, die Hauptsache, sie sind glücklich.

Renate Rauch
Bewohnerin Betreutes Wohnen



Zum historischen Hintergrund der „Kindertransporte“:

Nach der Pogromnacht im November 1938 gab es in England Sympathiekundgebungen für die deutschen Juden. Jüdische und christliche Gruppen schlugen die Aufnahme von Kindern und Jugendlichen vor. Die Jüdischen Gemeinden sagten die geforderten Garantiesummen zu, und die Regierung erlaubte die Einreise von Kindern unter 17 Jahren ohne Begleitung. Mehr als 10.000 unbegleitete Kinder wurden mit dieser Aktion „**Kindertransport**“ gerettet. Die Jungen und Mädchen im Alter von vier Monaten bis zu 17 Jahren fuhren ohne Eltern in ein Land, dessen Sprache und Kultur sie nicht kannten. Ihre Eltern sahen viele der Kinder am Bahnhof ein letztes Mal, die meisten von ihnen wurden später deportiert und ermordet.

Die jüdische Gemeinde in **Schweden** regte 1939 eine ähnliche Aktion an. Trotz strenger Regelungen

konnten **500 jüdische Kinder nach Schweden** geholt werden. **Rund 8000 weitere Kinder** waren in Pflegefamilien oder Heimen in den Niederlanden, in Belgien, in Frankreich und in der Schweiz untergekommen. Nicht alle entgingen der Deportation in den Osten und der Vernichtung.

In Frankreich wurden nach der Besetzung Nordfrankreichs durch die Wehrmacht im Sommer 1940 und im übrigen Frankreich, das vom Vichy-Regime regiert wurde, mit Hilfe der Résistance etwa 10.000 jüdische Kinder vor der Deportation und dem Tod gerettet. 2000 davon gelangten zwischen 1942 und 1944 illegal in die Schweiz. Einige Hundert wurden über die Pyrenäen nach Spanien geschleust. Die übrigen blieben im Land versteckt, häufig in Einrichtungen der katholischen Kirche.

Kinder- und Jugend-Aliyah

Am 30. Januar 1933 gründete Recha Freier offiziell die Kinder- und Jugend-Aliyah in Berlin, um jüdische Kinder vor der zunehmenden Bedrohung des NS-Regimes zu retten. Sie hatte bereits 1932 die Idee entwickelt, sie in Gruppen nach Eretz Israel (damals Palästina) zu bringen, wo sie in Kibbuzim aufgenommen wurden.

Bis zum Kriegsbeginn konnten durch die Kinder- und Jugend-Aliyah so ca. 5.000 Kinder gerettet werden.

Eines dieser Kinder war unsere Mitbewohnerin Gerda Rosenthal, die bei uns am 15. November 2019 im Alter von 102 Jahren verstarb.



Lobenswertes Lebensmotto

*Was immer die Dinge mir bringen,
ich stehe über den Dingen.
Was immer die Dinge mir tun,
ich tue, als wär ich immun.
Und kann ich das Wollen nicht wollen,
so schicke ich mich in das Sollen,
die Haltung zum Guten, zum Schlimmen
kann keiner als ich nur bestimmen.*

Mascha Kaléko



Eingereicht von
unserer Mitarbeiterin
Annette Ritz,
Sozialdienst
Pflegezentrum



Blick in
den Spessart /
am Rande des
Golfplatzes von
Bad Orb
10.01.2021

DAS VERSCHWUNDENE DORF

von Hans Hermann Fries, Bewohner Betreutes Wohnen

Drei Straßennamen in unmittelbarer Nähe der Budge-Stiftung verweisen auf einen Ort, der von der Landkarte verschwunden ist.

Der Wallfahrtsweg

Von Süden herauf verläuft der Wallfahrtsweg, der in früheren Zeiten zu dem zwischen Seckbach und Bergen gelegenen Dorf Kirchberg führte. Hier stand die Wallfahrtskirche St. Elisabeth, die öfter den Namen wechselte und zuletzt Bergkirche genannt wurde.

Die Kirchgasse

Verlängert man den Wallfahrtsweg nach Norden, trifft er auf die Kirchgasse, ein zweiter Hinweis im Straßennamen. Am Schnittpunkt der beiden Wege kann man die Wallfahrtskirche vermuten, bei der es auch einen Friedhof gab.

Die 1178 erstmals urkundlich erwähnte Bergkirche war zu Anfang das gemeinsame Gotteshaus der Dörfer Seckbach, Bergen, Enkheim und Fechenheim, die zusammen eine Kirchengemeinde bildeten. Die Bergkirche ist auf dem Belagerungsplan von Frankfurt aus dem Jahre 1552 dargestellt, sie wurde bis 1740 genutzt und 1757 abgerissen, vermutlich, weil die zugehörigen Dörfer inzwischen eigene Kirchen erbaut hatten. Das Dorf Kirchberg wurde wohl schon früher aufgegeben, der Grund dafür war nicht zu ermitteln.

Der Kirchbergweg

Der Kirchbergweg war Teil der alten Landstraße zwischen Seckbach und Bergen. Er verlief vom damaligen Seckbacher Ortsausgang, etwas unter-

halb der heutigen Wilhelmshöher Straße, bis zum Wallfahrtsweg, folgte ihm nordwärts, wendete sich nach Osten in das Dorf Kirchberg, wechselte den Namen und mündete als Kirchgasse in die Vilbeler Landstraße, wo sie in die Berger Marktstraße übergang. Die heutige Kurve nach Süden, ab dem Klingenberg in die Vilbeler Landstraße hinein, ist eine neuere Wegführung.

Der Judenborn

Das Dorf Kirchberg lag vermutlich auf dem Gelände des heutigen Mediacampus. Es ist anzunehmen, dass der etwas abgelegene Brunnen „Judenborn“ zum Dorf gehörte. Möglicherweise durften die jüdischen Bewohner den eigentlichen Dorfbrunnen des Wallfahrtsortes nicht benutzen.

Der Judenborn liegt unmittelbar an der ehemaligen Straßenbahntrasse, die ihrerseits auf einem parallel verlaufenden Abschnitt des Kirchbergweges angelegt war, der als Umgehung um das Dorf Kirchberg führte.

Quellen: Wetterauischer Geographus, Frankfurt am Main, Stock, 1747; Archiv für Frankfurter Geschichte und Kunst, herausgegeben vom Verein für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt am Main, Neue Folge, Band 5, Frankfurt am Main, Selbstverlag des Vereins, 1872; beide in Ausschnitten online unter Google Books.



RÜCKMELDUNGEN

zur Ausstellung und zur Festschrift

Die Ausstellung bietet sehr interessante historische Einblicke und ist mit großem Engagement und wohl auch viel „Herzblut“ zusammengestellt worden. Die Entscheidungsträger der Budge-Stiftung sollten ernsthafte Überlegungen anstellen, dieser Ausstellung einen permanenten Platz in einem Bereich des Hauses zu geben. Damit würden sich dann neue Mitbewohner/innen und deren Angehörige sowie Besucher/innen, wenn sie das Budge-Heim wieder ohne Einschränkungen betreten dürfen, schnell erste Eindrücke machen können. Vielleicht sollte die Ausstellung hausintern stärker beworben werden, da der zweite Stock durch die derzeitige Schließung der Restaurants sehr wenig frequentiert wird.

Alexander Willner,
Bewohner Betreutes Wohnen



Bei der Ausstellung fiel mir ein Zeitungsartikel in der Bildzeitung von 1991 besonders ins Auge, der hoffentlich lasst, dass unsere Pläne für ökologische Veränderungen, für mehr Nachhaltigkeit, weniger Plastikmüll in der Budge-Stiftung ganz schnell und effektiv umgesetzt werden können. Foto von ZA mit Schlagzeile „Wir sind Frankfurts beste Energiesparer“. In der Festschrift zum 100-jährigen Jubiläum der Budge-Stiftung begegnete mir ein Familienname, der mich aufhorchen ließ: Auf S. 12 wird als Partner und Freund von Henry Budge der Bankier **Jacob Schiff** in USA erwähnt und auf S. 22 taucht Jacobs Bruder **Philipp Schiff** im ersten Vorstand der Budge-Stiftung auf. Ich fragte mich, was wohl aus Philipp Schiff geworden ist. Konnte er mit seiner Familie den Nazis nach USA entkommen? Meine Anfrage bei dem Verfasser der Festschrift nach Berlin, unserem Archivar Volker Hütte, wurde trotz Weihnachtszeit mailwendend beantwortet. Herr Hütte schickte mir per E-Mail sämtliche Biografien

der Frankfurter Familie Schiff seit dem Mittelalter, die er im Internet unter www.deutsche-biographie.de fand.

Philipp Schiff starb noch vor der Nazizeit 1925 friedlich in Frankfurt. **Otto Schiff**, den ich 1995 als Gast der Stadt Frankfurt kennenlernte, war sehr wahrscheinlich ein Enkel von Philipp Schiff. **Otto Schiff** wurde 1924 in Frankfurt geboren und emigrierte mit seinem Vater Otto Schiff nach England. Jetzt kam er nicht nur in seine Heimatstadt Frankfurt, um die Gräber seiner Vorfahren und die Stätten seiner Kindheit zu besuchen, sondern auch, um drei Schulfreunde aus aller Welt wiederzusehen, die auf Einladung der Stadt Frankfurt für zwei Wochen hier waren.

Renate Rauch
Bewohnerin Betreutes Wohnen

Sowohl die Ausstellung als auch die Festschrift machen deutlich, welche außergewöhnliche Vision Henry und Emma Budge vor 100 Jahren hatten.

Etwas Einzigartiges in ganz Europa wurde geschaffen, etwas fast Unglaubliches im Blick auf die unheilvolle und mit viel Schuld beladene Geschichte von Christen und Juden im Laufe einer langen Geschichte. Selbst die Verbrechen der Shoah konnten die Vision und das konkrete Weiterleben dieser Vision in der Stiftung nicht zerstören. Ich bin sehr dankbar, dass ich diese Vision hier mitleben darf.

Ausstellung

Die Ausstellung fand ich ausgesprochen interessant. Sehr ansprechend und umfassend wurde mit Texten, Bildern und Exponaten 100 Jahre Henry und Emma Budge-Stiftung beleuchtet. Als Besucherin der Ausstellung fühlte ich mich in sehr anschaulicher Weise gut informiert und fühlte mich hineingenommen in 100 Jahre Budge-Stiftung.

Festschrift

Wenn die Ausstellung beendet ist, habe ich alle wichtigen Fakten in gebundener Form in der Hand. Die Aufmachung und Gestaltung der Festschrift empfinde ich als sehr würdevoll und angemessen für das Jubiläum der sehr besonderen Stiftung. Die Festschrift ist übersichtlich gegliedert. Die einzelnen Kapitel geben gut recherchierte Fakten ausführlich wieder. Trotzdem sind die Kapitel kurz und prägnant. Für diese überaus gelungene Festschrift kann ich Herrn Hütte nur herzlich danken.

Christel Kewes

Mitbewohnerin im Betreuten Wohnen



Henry und Emma Budge-Stiftung



ALLE JAHRE WIEDER ...

bei Andrea und Peter Glaab in Michelbach

Seit mehr als zwanzig Jahre brechen wir in der Spargelsaison auf, um uns am Rande des Spessarts im Gasthaus „Zur Sonne“ in Michelbach bei Alzenau von der Familie Glaab kulinarisch verwöhnen zu lassen. Wer an den Fahrten dorthin, jedes Jahr sind wir im April und Mai mit drei Gruppe a 20 Bewohner*innen unterwegs, nicht selbst teilgenommen hat, dem kann man nur schwer mit Worten erklären, was wir dort die vergangenen Jahrzehnte erleben durften.

Gastfreundschaft, Herzlichkeit und sehr gute bürgerliche Küche umschreiben diese besonderen Besuche dort nur unzureichend.

Von Anfang an sorgten Andrea und Peter Glaab dafür, dass wir, wenn wir zu ihnen kamen und kommen, die einzigen Gäste des Hauses waren beziehungsweise sind.

Wo finden Sie heute in der Gastronomie noch so ein Entgegenkommen?

Im Laufe der Zeit sind die teilnehmenden Bewohner*innen Peter und Andrea Glaab so ans Herz gewachsen, dass ein freundschaftliches Umarmen zur Begrüßung und zum Abschied eine liebevolle Selbstverständlichkeit geworden ist. Beide nehmen an den Schicksalen der Bewohner*innen teil und fragen auch immer nach, wenn jemand vom letzten Mal nicht dabei ist und umgekehrt haben wir über

die Jahre auch an den Schicksalsschlägen der Familie Glaab Anteil genommen.

Diese gewachsene Verbundenheit, die besondere Gastfreundlichkeit und die sehr gute Küche von Andrea und Peter Glaab und ihrem Team sorgten in den vergangenen Jahren dafür, dass die teilnehmenden Bewohner*innen das Spargelessen und die letzten Jahre auch das Martinsganzessen als ein ganz besonderes Erlebnis erfuhren, das alle Beteiligten weit über den Abend hinaus getragen hat: Pure Medizin für uns alle!

Gerade in dem vergangen Jahr haben wir und auch das Ehepaar Glaab darunter gelitten, dass die Fahrten zu ihnen wegen der Corona-Pandemie ausfallen mussten.

Ihre Mitbewohnerin Rosemarie Myke Findeklee hatte Anfang Dezember die Idee Andrea und Peter Glaab mit einer Grußkarte zu überraschen. Schnell war ein Text von ihr geschrieben und eine selbstgemachte Grußkarte mit Fotos erstellt, die von vielen Bewohner*innen, die in den letzten Jahren an den Fahrten teilgenommen hatten, unterschrieben wurde.

Den Text und die Fotos unserer Grußkarten finden Sie im Anschluss und danach auch das Antwortschreiben von Andrea und Peter Glaab.

Michael Dietrich



Liebe Familie Glaab,

„Alle Jahre wieder ...“ zweimal im Jahr, jeweils zur Spargel- und Martinsganszeit zeigte der Busfahrer sein ganzes Geschick, um uns Bewohner*innen aus der Henry und Emma Budge-Stiftung möglichst nah an den Eingang Ihres Gasthauses zu bringen.

Und dann hatten wir die gastliche Stube ganz für uns allein und für die Köstlichkeiten, die Sie alsbald auf die Tische brachten.

Ich erinnere mich, wie sehr mir immer schon der Inhalt des kleinen Schmalztöpchens auf herrlichem Brot schmeckte, ehe dann die Teller mit dem Hauptgang aufgetragen wurden und die munteren Gespräche doch für einige Zeit des Schmausens ruhten ...

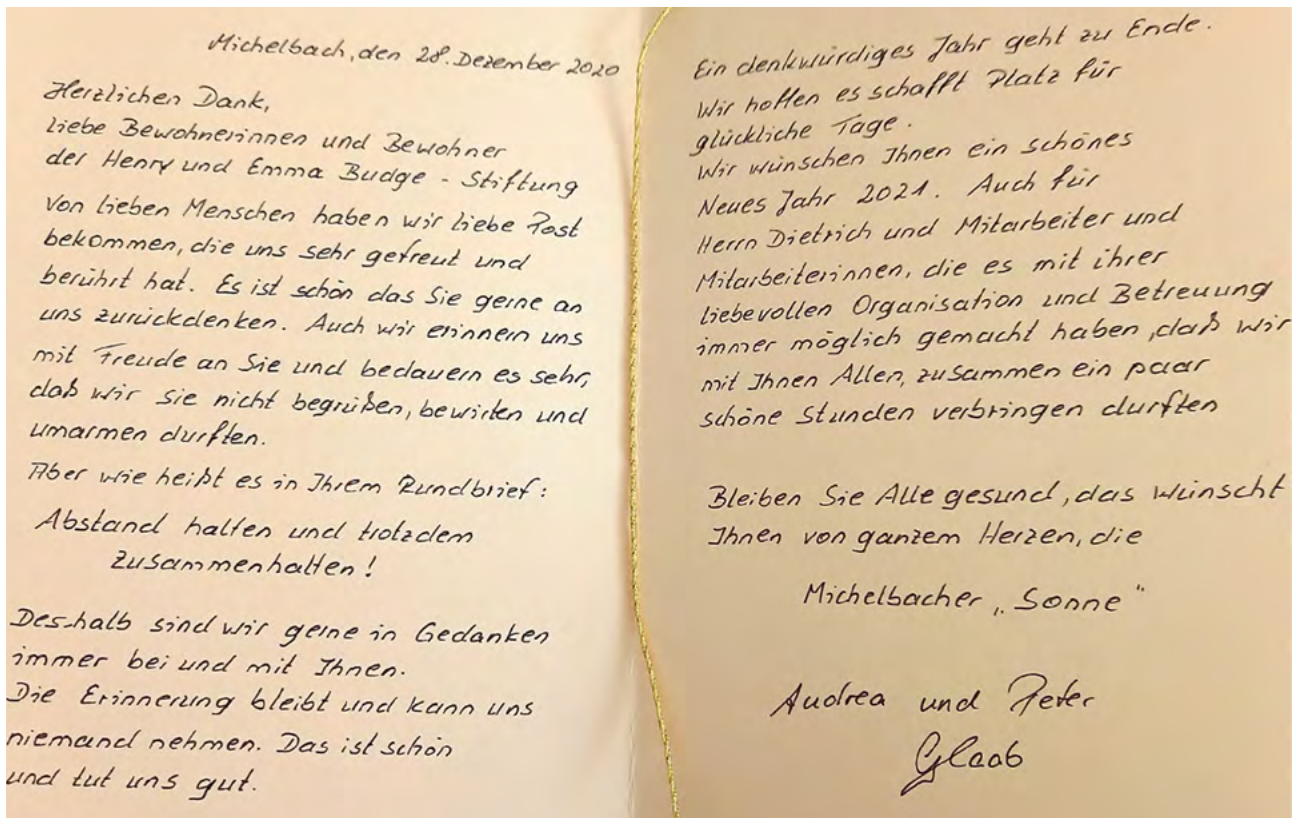
All das durfte und konnte in diesem zu Ende gehendem Jahr 2020 aus den bekannten Gründen nicht sein. Das verstehen wir, wollten Sie aber doch wissen lassen, dass wir uns auf ein hoffentlich „Bald wieder ...“ sehr freuen und dankbare Erinnerungen an diese Genuss-Ausflüge in Ihrem gastlichen Haus hegen.

In diesem Sinn wünschen wir Ihnen allen voller Dankbarkeit erfüllte Weihnachts- und Wintertage und sehr viel Zuversicht für das neue Jahr 2021

Herzlichst,
Ihre Bewohner*innen der Henry und Emma Budge-Stiftung

Rosemarie Myke Findeklee
Frankfurt, den 17. Dezember 2020

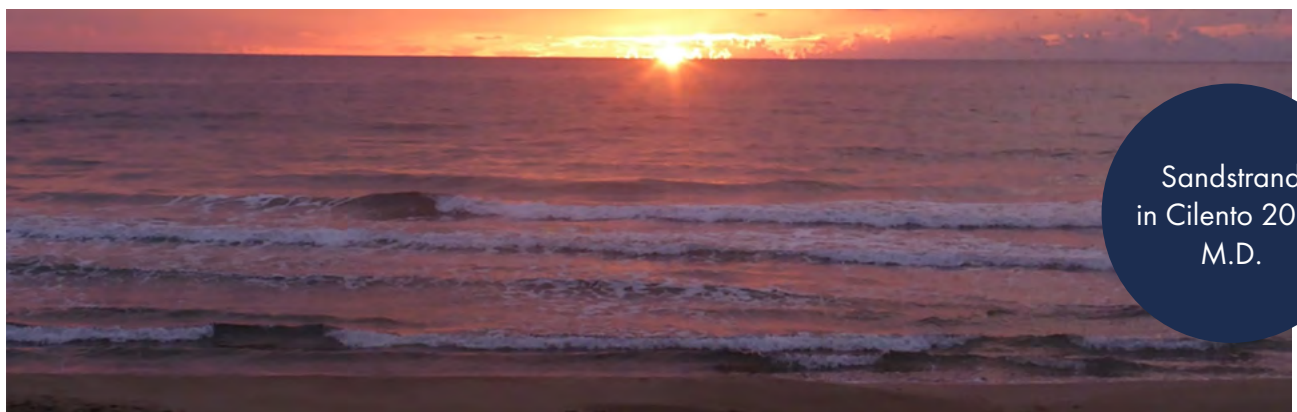




Wenn Sie die Fotoaufnahmen vom Spargelesen bei der Familie Glaab anschauen, werden Sie auf einem Foto auch Ihren Mitbewohner Axel Müller erkennen, der die Besuche bei der Familie Glaab immer wieder sehr genossen hat. Axel Müller ist am 3. Januar 2021 verstorben.

Mit dem nachfolgenden Zitat, das Ihre Mitbewohnerin Inge Wissner (verstorben am 31. Oktober 2020) uns für die Gestaltung der letzten Rundbriefe eingereicht hat, möchten wir an alle Bewohner* innen gedenken, von denen wir uns in den letzten Monaten verabschieden mussten ...

**„Leben ist nicht genug“, sprach der Schmetterling,
 „Sonnenschein, Freiheit und ein kleines Blümchen muss man haben.“**



Sandstrand
 in Cilento 2016
 M.D.

ZUM HINTERGRUND

der VDK Aktion „Pinsel Post“

„Eingeschränkte Besuche, Isolation im eigenen Zimmer, keine Spaziergänge mehr an der frischen Luft; die Corona Pandemie macht sich besonders in Alten- und Pflegeheimen bemerkbar. Weil sich die Bewohner*innen deshalb oft sehr einsam fühlen, hat der Sozialverband VdK die Aktion „Pinsel Post“ ins Leben gerufen.

Entstanden ist die Idee während des ersten Lock-downs im März kurz vor Ostern. Im Rahmen der

Aktion können Kinder und Erwachsene basteln, malen oder auch anders kreativ werden. Die fertigen Ergebnisse werden dann als „Pinsel Post“ über den VDK an Pflege- oder Altenheime weitergeleitet.“

VDK Deutschland

Der Sozialverband VdK Deutschland e. V. ist mit zwei Millionen Mitgliedern der größte Sozialverband Deutschlands. Er vertritt sozialpolitische Interessen und setzt sich für einen starken Sozialstaat, eine tragfähige gesetzliche Sozialversicherung und soziale Gerechtigkeit ein.



Wir drucken an dieser Stelle ein Beitrag aus der Pinsel-Post ab:

Liebe Bewohnerinnen & Bewohner, da die Besuchsmöglichkeiten im Moment leider immer noch eingeschränkt sind, möchte ich Ihnen gerne auf diesem Weg eine kleine Freude in Form eines kleinen Gedichts machen (in Anlehnung an Psalm 4 Vers 1).



„So oft ich mich erinnern kann,
warst du mein Zufluchtsort.
Erleichterung und Trost gibst du mir
durch dein Wort.
Mein Glaube dadurch wachsen kann,
auf dich will ich vertrauen
Wie groß doch deine Liebe ist
Mein Herz kann darauf bauen!“

Mir haben diese Gedanken oft neuen Mut gemacht,
wenn die Dinge nicht so einfach waren. Ich hoffe,
sie muntern auch Sie ein bisschen auf!

Herzlichst Tanja Wolter



AUSBLICK AUF DEN NÄCHSTEN RUNDBRIEF

mit dem Schwerpunktthema: Sehnsucht

„**Sehnsucht** ist **allgemein** betrachtet ein inniges Verlangen nach einer Person, einer Sache, einem Zustand oder einer Zeitspanne, die bzw. den man liebt oder begehrt, wobei diese mehr oder minder mit dem schmerzhaften Gefühl verbunden ist, den Gegenstand der **Sehnsucht** nicht erreichen zu können.“

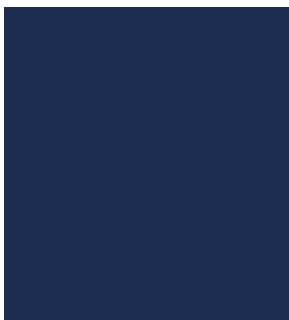
Das war die Antwort aus dem Internet, als ich dort angefragt habe.

Ich war ungefähr 10 Jahre alt, als ich die Geschichte von Selma Lagerlöfs „Nils Holgersson“ las. So davon zu fliegen, in eine Welt, die mir noch unbekannt war...meine erste große Sehnsucht. Sehnsucht hat viel Platz in unseren Träumen, besonders den Tag-Träumen. In dem Gefühl der Sehnsucht ist alles möglich. Sehnsucht verleiht uns Flügel.

Wann hat Sie in letzter Zeit Sehnsucht davon getragen ... ?

Erzählen Sie uns davon und schicken Ihren Beitrag an mdietrich@budge-stiftung.de oder werfen diesen in den Briefkasten von Herrn Dietrich, Haus Enkheim Erdgeschoss Wohnung E 71!

Ute Karen Voigt,
Bewohnerin Betreutes Wohnen



Zum Innehalten

*Unsere Sehnsucht weitertragen
in all unsere Begegnungen
die erzählen vom Geheimnis
der Menschwerdung*

Eingereicht von
Juschi Eiselt

*Unsere Sehnsucht weitertragen
in all unseren Aktivitäten
die die Menschenfreundlichkeiten
Gottes aufscheinen lassen*

*Unsere Sehnsucht weitertragen
Und Raum schaffen
für die königliche Würde eines
jeden Menschen*

*Unsere Sehnsucht weitertragen
im Pflegen eines
schöpfungszentrierten Rhythmus
um Erde und Himmel miteinander
zu verbinden*



Winterlandschaft
Sonntag 10.01.2021
unweit der Wegscheide
(Bad Orb)
Michael Dietrich



Schneefrau
und Schneemann,
eingereicht von Gila
Öhlein, Sozialdienst
Betreutes Wohnen





